

INTERVIEW VON STEFAN REBENICH MIT WERNER ECK AM 14. APRIL 2023 IN BERGISCH GLADBACH*

— STEFAN REBENICH UND WERNER ECK —

ABSTRACT

Stefan Rebenich führt ein ausführliches Gespräch mit Werner Eck, in dem seine wissenschaftliche Entwicklung breit thematisiert wird – angefangen mit seinem Studium in Erlangen über seine langjährige Tätigkeit an der Universität zu Köln bis in die Gegenwart. Zudem gibt Werner Eck Aufschluss über die ihn wissenschaftlich prägenden Personen, beschreibt seine zahlreichen wissenschaftlichen Verbindungen außerhalb von Deutschland, erinnert an seine größeren Forschungsprojekte und reflektiert über seine Erfahrungen in der Hochschulpolitik.

Stefan Rebenich conducts a long interview with Werner Eck, in which his academic trajectory is discussed in detail – from his studies in Erlangen through his many years of activity at the University of Cologne up to the present day. In addition, Werner Eck provides information about the persons who influenced him academically, describes his numerous academic connections outside Germany, recalls his major research projects, and reflects on his experiences in university politics.

KEYWORDS

Geschichte der Altertumswissenschaften, Sozialgeschichte, Epigraphik, Corpus Inscriptionum Latinarum, Corpus Inscriptionum Iudaeae/Palaestinae, Prosopographie, Imperium Romanum, internationale Zusammenarbeit, Werner Eck

Topics Covered

Die wissenschaftlichen Anfänge in Erlangen	64
Friedrich Vittinghoff und die althistorische Sozialgeschichtsschreibung.	69
Hinwendung zur Prosopographie	77
Die Verwaltung des Imperium Romanum	90
1968 – und die Folgen für die Universitäten.....	95
Im Dialog mit der Zunft – in Deutschland und der Welt.....	102

* Die redaktionelle Überarbeitung des Interviews wurde im Juni 2024 abgeschlossen.

Das Wirken in Köln	106
Die akademische Lehre	111
Zur Lage der epigraphischen Forschung	112
Zum Corpus Inscriptionum Iudaeae/Palaestinae	119
Die Kommission für Alte Geschichte und Epigraphik	129
Die Zeitschrift für Papyrologie und Epigraphik	131
Aus Drittmitteln finanzierte Forschung	132
Zu guter Letzt	134

Die wissenschaftlichen Anfänge in Erlangen

Stefan Rebenich: Zunächst würde mich interessieren, wie Du zur Alten Geschichte gekommen bist. War es für Dich von Beginn Deines Studiums an klar, dass Du Althistoriker werden wolltest?

Werner Eck: Nein, ich wollte eigentlich im Studium zunächst eher ins Mittelalter gehen. Das hing auch ein wenig mit meiner Sozialisation in einem katholischen Milieu zusammen, in dem gleichzeitig stets auch Kirchengeschichte eine Rolle spielte. Prägend für mein Interesse für Geschichte allgemein war aber, zumindest in der Rückschau, ein Erlebnis schon in der Schule, im fünften (heute wäre es das neunte) Schuljahr am Neuen Gymnasium in Bamberg, das ich vom 2. bis 7. Gymansialjahr besuchte. Wir waren mitten in einer Lateinstunde (damals acht Stunden Latein pro Woche!), als der Lehrer plötzlich fragte, wann denn Kaiser Nero regiert habe. Ich meldete mich und konnte ihm die richtigen Jahreszahlen sagen. Die Folge war für diese recht einfache Sache ein für mich unglaubliches Lob von seiner Seite; es hat mir einen gewaltigen Push gegeben, auf jeden Fall in Richtung Geschichte. Dazu kamen in der Bibliothek des Franziskanerseminars in Bamberg, in dem ich damals lebte, eine reichhaltige Auswahl an Büchern über historische Themen, die ich reihenweise las (öfter anstelle der Hausaufgaben in Latein oder Griechisch).

Als ich 1959 an der Universität in Erlangen (damals noch nicht Erlangen-Nürnberg) mein Studium begann, waren meine offiziellen Hauptfächer Latein und Geschichte; Germanistik betrieb ich als Nebenfach, alle mit dem Berufsziel Lehrer am Gymnasium. Daneben besuchte ich Veranstaltungen in Griechisch, Archäologie und Kunstgeschichte. Geschichte wurde in Erlangen für alle drei Großepochen gelehrt, ebenso osteuropäische und fränkische (Landes)-Geschichte. Aber in der Kombination Latein und Geschichte ging das Interesse dann eben doch

stärker in die Richtung Antike, was auch mit Helmut Berve (1896–1979) zusammenhing, der damals das Fach in Erlangen vertrat. Dass er während der Zeit des Nationalsozialismus eine problematische Rolle gespielt hatte, war irgendwie bekannt, war aber für uns als Studenten kein vorrangiges Thema. Wir wussten zwar, dass er erst spät wieder in den Dienst an der Universität zurückkommen konnte, erst 1954 mit dem Ruf auf den Lehrstuhl in Erlangen. Doch ich erlebte ihn von 1959 bis 1962 in einer Form, in der für uns konkret nichts zu bemerken war, was ihn mit der Zeit vor 1945 verband. Von seiner ganzen Gestalt her, von dem, wie er sich verhielt, war er imponierend, streng, aristokratisch, aber nie arrogant. Es gab die ganz natürliche Distanz, die damals zwischen allen Professoren und Studenten fast selbstverständlich war, aber das störte bei ihm so wenig wie bei anderen.

Ich selbst hatte ein für mich persönlich wichtiges Erlebnis in einem seiner Hauptseminare, wohl in meinem fünften Semester (WS 1961/62). Bei Berve war es selbstverständlich, dass jeder das Thema, das er im Seminar übernommen hatte, schon *vor* der Sitzung schriftlich ausarbeitete. Diesen ausgearbeiteten Text hatte man bei Berve acht Tage vor der Sitzung, in der das Thema vorgetragen werden sollte, einzureichen. Eine Woche später ging man eine Stunde vor dem Seminar in sein Arbeitszimmer, er besprach den Inhalt und die Argumentation der Arbeit, die er sehr genau gelesen und kommentiert hatte. So war Berve und derjenige, der das Thema ausgearbeitet hatte, sicher, dass zumindest nichts unmittelbar Falsches vorgetragen wurde. Diese Arbeit war auch die Grundlage für den Hauptseminarschein. Eine solch individuelle sachliche Auseinandersetzung in engem zeitlichem Zusammenhang mit einem Seminar habe ich bei keinem anderen Hochschullehrer während meines Studiums erlebt – auch solche Züge muss man in das Bild der damaligen Ordinarienuniversität einbeziehen, die später oft zu pauschal in Verruf gekommen ist.

Die Arbeit – und damit komme ich zu dem prägenden Erlebnis –, die er mit mir besprach, befasste sich mit den Spartokiden, einem Herrschergeschlecht, das vom 5. Jh. v.Chr. an eine wichtige Position im Norden des Schwarzen Meers eingenommen hatte. Berve arbeitete damals an seinem großen Tyrannisbuch, in dem auch diese Familie im 4. Jh. v.Chr. eine wesentliche Rolle spielte.¹ Ich selbst hatte vorher den Namen Spartokiden noch nie gehört. Nach der Besprechung des Inhalts erhielt ich das handschriftlich eingereichte Manuskript zurück. Relativ

¹ Vgl. H. Berve, *Die Tyrannis bei den Griechen*. 2 Bde., München 1967, 324–331. Zu Berves Zeit in Erlangen vgl. jetzt J. Welte, *Helmut Berve und die Alte Geschichte. Eine deutsche Biographie*, Basel 2023, 265–287.

am Anfang dieser Arbeit hatte ich geschrieben: „Der und der [moderne Autor] hat das und das gemeint. Ich aber meine ...“ Das kommentierte Berve handschriftlich am Rand: „Wer sind Sie denn?“ Wenn ich später auf diese Episode zu sprechen kam, habe ich öfter angemerkt, ich hätte eigentlich stinksauer sein können. Doch habe ich ziemlich schnell kapiert, warum er diese Bemerkung an den Rand geschrieben hatte, und ich verstand es vor allem, nachdem ich mehr von seinen eigenen Arbeiten gelesen hatte: Das Wort „ich“ kam bei ihm einfach nicht vor; denn er vertrat streng den Grundsatz, der Historiker müsse sich nach dem richten, was überliefert sei und was sich daraus erschließen lasse. Die Überlieferung könne man kritisieren, hinterfragen, aber es gehe immer um die Aussagen von Quellen und nicht um das, was der moderne Bearbeiter meine. Das hat auf mich einen bleibenden Eindruck gemacht. Denn das „Wer sind Sie denn?“ wies nicht den jungen Studenten gegenüber gestandenen Wissenschaftlern zurück, zurückgewiesen wurde meine Aussage, weil sie kein sachliches Argument enthielt.

Berve wurde, bald nach diesem Erlebnis, im Jahr 1962 emeritiert, sein Nachfolger wurde Friedrich Vittinghoff (1910–1999), der aus Kiel nach Erlangen wechselte. Er kam, wenn ich mich recht erinnere, mitten im Semester, im November oder sogar erst Dezember 1962. Ich besuchte bald sein Hauptseminar, nach dem er mir eine Hilfskraftstelle anbot, übrigens fast gleichzeitig mit Hartmut Galsterer (geb. 1939, verstorben am 5. März 2024), der später Alte Geschichte in Bonn lehrte. Da war meine Hinwendung zur Antike schon fast entschieden; verstärkt wurde dies, als er mir kurz nach dem Beginn meiner Hilfskrafttätigkeit die genaue Korrektur des Manuskripts seines Aufsatzes: „Zum geschichtlichen Selbstverständnis der Spätantike“ (erschieden in der HZ 1964)² anvertraute, was für mich bedeutete, mir den Zugang zu einer neuen Welt zu schaffen: denn von Symmachus kannte ich damals gerade den Namen.

Doch muss ich nochmals zurückgehen zu Berve. Damals war es in Erlangen noch nicht nötig, eine Zwischenprüfungsklausur in den einzelnen Fächern zu schreiben, wohl aber eine thematische Prüfungsarbeit, nach dem 4. Semester. Es ging nicht um das Abprüfen von gelerntem Stoff, sondern um eine Art Test, ob man grundsätzlich wissenschaftlich arbeiten könne. Ich musste mich für ein Thema entscheiden. Neben Geschichte war Latein mein gleichberechtigtes Hauptfach, für das ich — aus mir unbekanntem Grund — diese Arbeit schreiben sollte. Aber ich wollte kein spezielles philologisches Thema, sondern eher etwas „Handfestes“, etwas Historisches. Deswegen fragte ich Berve, ob ich bei

² Fr. Vittinghoff, Zum geschichtlichen Selbstverständnis der Spätantike, in: HZ 198, 264, 529–574.

ihm die Arbeit für Latein schreiben könne. Seine Antwort war sehr einfach: „Selbstverständlich, wir arbeiten doch alle an derselben Sache.“ Zunächst wollte er mir ein Thema über Marseille im Altertum geben; aber da meine Französischkenntnisse damals noch zu rudimentär waren, schlug er vor, ich sollte mich mit der Figur des Publius Sulpicius Rufus, tribunus plebis des Jahres 88 v. Chr., befassen; das Thema führte mitten hinein in die römische Bürgerkriegssituation. Das war ein durchaus spannendes Thema, das wohl auch zusätzlich dazu beigetragen hat, dass die römische Geschichte mein Zentrum wurde; denn Berve selbst bewegte sich mehr im griechischen Bereich. Mit Friedrich Vittinghoff ging diese Richtung ohne Bruch weiter und verstärkte sich deutlich. Ich hatte sehr bald auch den Eindruck, dass seine Art, Geschichte zu untersuchen und argumentativ zu beschreiben, die von Anfang an auch mit konkreten, sichtbaren Zeugnissen, eben Inschriften, verbunden war, mich besonders angesprochen hat. Das zeigte sich schon bei seiner ersten Vorlesung über Rom und die Germanen, die ich bei ihm in Erlangen hörte.

S.R. Können wir noch einen Moment in Erlangen verbleiben, genauer: bei der Latinistik. Hast Du Otto Seel (1907–1975) kennengelernt? Kannst Du über ihn etwas berichten?

W.E. Ja, „Papa Seel“, wie wir ihn nannten, war eine ganz andere Gestalt als Berve. Von ihm wussten oder erahnten wir auch etwas mehr über seine Vergangenheit vor 1945, vermutlich, weil sie, anders als bei Berve, unmittelbar mit Erlangen verbunden war. So wurde damals unter den Studenten davon gesprochen, er habe im Jahre 1943 zu Hitlers Geburtstag eine eindrucksvolle Rede gehalten, die auch gedruckt vorliege. Das trifft zwar nicht zu, wie ich nach genauerem Nachsuchen erst vor Kurzem feststellen musste. Eine solche Rede gibt es nicht, auch keine Notizen darüber in den Akten der Universität. Wohl aber hatte Seel im März 1939 eine Rede mit dem Titel „Caesar und seine Gegner“ gehalten, die auch im Druck erschienen ist;³ aus ihr konnte man durchaus den Schluss ziehen, Seel interpretiere als Mitglied der NSDAP die Geschichte im Sinne der Partei.⁴ Eine damals nicht kleine Gruppe von Studenten der

³ O. Seel, Caesar und seine Gegner, Erlanger Universitäts-Reden 24, 1939.

⁴ Siehe G. Jasper, Die Universität in der Weimarer Republik und im Dritten Reich, in: 250 Jahre Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Festschrift, hg. H. Kössler, Erlangen 1993, 793–838, mit der conclusio zu Zitaten aus dieser Abhandlung: „Man liest diese Worte wie einen Appell an die distanzierte Universitäts- und Geisteswelt, sich mit dem Führer auszusöhnen, als ob sich Seel selbst überzeugen wollte.“

Klassischen Philologie wusste also durchaus, wenn auch nicht völlig zutreffend, von der Verbindung Seels mit der herrschenden Partei. Wir alle verglichen dieses „Wissen“ freilich mit dem, wie wir Otto Seel Anfang der 60er Jahre erlebten – also ähnlich wie bei Berve. Er war für uns so etwas wie das Abbild des gütigen Großvaters. Ich erinnere mich an einen Satz, den er bei einer der Feiern des Seminars äußerte: „Also, normalerweise stehe ich in der Sprechstunde zur Verfügung, aber wenn Sie echte Probleme haben, dann können Sie mich auch nachts um zwei Uhr anrufen“. Und so wirkte er auch. Vieles, was er damals publizierte, war in eine weitausgreifende Kulturgeschichte eingebettet, also nicht nur in die Latinistik; die gesamte deutsche und europäische Literatur, vor allem die deutsche war präsent. Seine Vorlesungen, viermal in der Woche,⁵ wie das damals noch üblich war, wirkten somit höchst anregend und waren nie langweilig. Nur das Mitschreiben war fast unmöglich.

Wollte man das, dann konnte man zum zweiten Ordinarius für Latein, Rudolf Till (1911–1979), gehen, von dem wir ebenfalls wussten oder erfuhren, dass er in der Zeit des Nationalsozialismus eine sehr deutlich sichtbare Rolle im Sinn der NS-Ideologie gespielt hatte. So wurde nicht nur berichtet, er habe seinen Habilitationsvortrag in SS-Uniform gehalten, sondern mit Hilfe der Partei auch Zugang zu einem bis dahin nicht zugänglichen Codex der *Germania* erhalten.⁶ Auch bei ihm war die Diskrepanz zwischen dem, was wir hörten, und dem, was wir erlebten, groß. Tiefer nachgebohrt hat damals allerdings keiner. Was für das aktuelle Studium wichtig war, stand für uns im Vordergrund. Till war ein Hochschullehrer, der sehr gut mit den Studierenden umging, auch streng, aber immer sehr sachlich blieb. Flottes Reden nützte bei ihm nichts. Als ich das Staatsexamen in Latein ablegte, waren zwei mündliche Prüfungen zu absolvieren, sowohl bei Till als auch bei Seel; mein Ergebnis bei Till war besser als bei Seel; seine Fragen waren stärker auf den historischen Inhalt ausgerichtet. Dennoch: Seel war intellektuell die imponierendere Gestalt. Deshalb hat wohl jeder von uns sich Gedanken gemacht, wie seine persönliche Vergangenheit mit der Verherrlichung des „Führers“ mit dem humanistischen Erbe Europas, das er uns zu

⁵ Er las jeweils am Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag von 10–11. Auch Rudolf Till (siehe im Folgenden) und Berve lasen an den gleichen Tagen, Till von 11–12. Berve von 9–10; von 8–9 las Alfred Heubeck (1914–1987) über griechische Literatur: das waren vier Vormittage mit geballter Antike.

⁶ R. Till, *Handschriftliche Untersuchungen zu Tacitus Agricola und Germania*: Mit einer Photokopie des Codex Aesinas, Ahnenerbe-Stiftung, Berlin 1943; zu Till vgl. etwa M. Schreiber, *Altertumswissenschaften im Nationalsozialismus. Die klassische Philologie an der Ludwig-Maximilians-Universität*, in: E. Kraus (Hg.), *Die Universität München im Dritten Reich*, München 2006, 181–248, bes. 243ff.

vermitteln suchte, vereinbart werden könne. Die Art, wie wir ihn in diesen Jahren an der Universität erlebten, die Art, wie er sich damals, sozuagen im Jetzt, gab, das wirkte schon ganzheitlich, es entstand nicht der Eindruck, dass den Studierenden etwas vorgespielt würde.

Nur bei einem Hochschullehrer, bei dem ich damals in Erlangen Vorlesungen besuchte, hatte ich den Eindruck, es werde von ihm bewusst ein Bild seiner Person und seiner Grundeinstellungen produziert, dass aber an diesem Bild etwas nicht glaubwürdig erschien: Es war der Germanist Hans Schwerte (1909–1999) oder Schwertlein, wie wir ihn nannten; von ihm hatten viele Studierende, ohne etwas Konkretes zu wissen, das Gefühl, er wolle mehr scheinen, als er wirklich war, zumal sein Lieblingsthema in der Lehre Faust und das Faustische war. Er war SS-Hauptsturmführer gewesen, lebte aber nach dem Krieg jahrzehntelang mit einer gefälschten Biographie; seine Aufgaben bei der Beschaffung von Ausrüstungsmaterial für die NS-Vernichtungslager, die er bis Anfang 1945 im besetzten Belgien erfüllt hatte, konnte er auf diese Weise verheimlichen. Erst spät wurde er enttarnt, nachdem er Rektor in Aachen gewesen war und als Vertreter einer linksliberalen Geisteshaltung eine nicht nur auf Aachen beschränkte Rolle gespielt hatte.⁷ Viele Studenten hatten die Doppelbödigkeit in seiner Person erspürt, ohne aber etwas von seiner Vergangenheit zu wissen.

Friedrich Vittinghoff und die althistorische Sozialgeschichtsschreibung

S.R. Ich würde jetzt gerne zu Vittinghoff kommen. Dessen Art, Alte Geschichte zu betreiben, unterschied sich grundsätzlich von der Berves. Berve kam von den literarischen Quellen, die bei ihm immer im Mittelpunkt standen, während Vittinghoff, wie er in seiner Habilitationsschrift über den Aufstieg der unterworfenen Völker in Roms Bürgertum und Herrenschicht gezeigt hatte, die epigraphische Überlieferung inkludierte, also einen anderen methodischen Zugang wählte; von daher ist wohl auch zu erklären, dass er im Gegensatz zu Berve viel stärker sozialhistorisch interessiert war. Wie würdest Du Vittinghoffs Rolle einerseits für Deine wissenschaftliche Entwicklung als Althistoriker und andererseits für das Fach beschreiben? Ich habe einmal behauptet, dass Vittinghoff der

⁷ Zu Schwerte vgl. etwa F.-R. Hausmann, Der Schwerte-Mythos, in: *Scientia Poetica* 5, 2001, 164–82 und C. Leggewie, Von Schneider zu Schwerte, Das ungewöhnliche Leben eines Mannes, der aus der Geschichte lernen wollte, München 1998 sowie L. Jäger, “Schneider, Hans”, in: *Neue Deutsche Biographie* 23, 2007, 296–298 mit weiterer Literatur.

althistorischen Sozialgeschichtsschreibung wesentliche Impulse gegeben habe; er habe sie letzten Endes aus ihrer völkischen Herkunft befreit und für neue aktuelle Fragen geöffnet. Dadurch habe er maßgeblich dazu beigetragen, dass sich die Alte Geschichte in der frühen Bundesrepublik modernisiert habe.⁸

W.E. Ich bin mir nicht sicher, ob die Studenten, mich eingeschlossen, die damals in Vittinghoffs Lehrveranstaltungen gingen, den Eindruck hatten, hier würde ihnen etwas sehr anderes geboten als bisher. Vielleicht lag das auch daran, dass wir mit den Themen, die er behandelte, erstmals konfrontiert wurden und wir nicht vergleichen konnten. Sicher aber ist, dass seine Themen für viele attraktiv waren, vor allem, wenn auch nicht generell, Themen der Kaiserzeit oder der Spätantike, die jedenfalls mich interessierten. Dabei standen sehr frühzeitig auch Inschriften im Mittelpunkt, freilich nicht als Einzeltexte und um ihrer selbst willen, wie ich das in Erlangen etwa bei Gerhard Pfohl (1929–2016) erlebte, sie bildeten vielmehr stets die Basis für historische Fragen, vor allem für die sozialen Strukturen und die Gruppen, die in Rom und in den Städten des Imperiums entscheidend waren. Symptomatisch war das Programm Vittinghoffs im Sommersemester 1963 in Erlangen. Die Vorlesung behandelte „Rom und das Germanenproblem“, das Hauptseminarthema aber lautete „Die römische Führungsschicht der Kaiserzeit“. Im Nachhinein wirkt es wie eine Propädeutik für das, was später zu Schwerpunkten meiner eigenen wissenschaftlichen Arbeit werden sollte. An den Inschriften kam in seinen Lehrveranstaltungen niemand vorbei, es war eine Möglichkeit, Studenten an wichtige Teile der antiken Realität heranzuführen. Bei nicht wenigen hatte das Erfolg, über das Notwendige hinaus.

Ich erinnere mich, wie ich mit meinem Studienfreund Friedrich Rehberger in Vittinghoffs Vorlesung über das Germanenproblem in der letzten Reihe des Hörsaals saß, als er über spezielle Inschriften aus den germanischen Provinzen handelte. Da uns die Thematik dieser Vorlesungsstunde vorher angekündigt worden war, hatten wir uns Texte, die vermutlich behandelt werden würden, vorher angesehen; so fühlten wir uns „groß“, weil wir in Vittinghoffs analytischer Darlegung immer wieder im voraus wussten, was nun sachlich kommen müsste, und bildeten uns ein, bereits weiter zu sein als er. Das war zwar nicht der Fall, weil wir Entscheidendes dann doch übersehen hatten, u.a. auch, dass diese meist

⁸ Stefan Rebenich: Nationalsozialismus und Alte Geschichte. Kontinuität und Diskontinuität in Forschung und Lehre, in: Elisabeth Charlotte Welskopf und die Alte Geschichte in der DDR, hg. I. Stark, Stuttgart 2005, 42–64, hier 58ff.

sehr kurzen Texte als einzelne eben nicht wirklich aussagefähig sind, sondern erst als Gruppe und im Vergleich mit anderen Erscheinungen; diese Notwendigkeiten waren Teil dessen, was er vermitteln wollte. Und es hatte Wirkung.

Die Neugier hatte er in mir geweckt, aber auch bei anderen. Das zeigte sich an der regen Teilnahme, als er im Anschluss an die beiden Lehrveranstaltungen im Sommer 1963 eine Exkursion ins römische Rheinland durchführte. Mich machte sie zum ersten Mal mit den Regionen an Rhein und Mosel bekannt, auch mit dem römischen Köln, das in gewisser Weise das Zentrum der Exkursion wurde. Daneben besuchten wir Bonn und Trier; ob auch Mainz auf dem Programm stand, weiß ich nicht mehr. Der Besuch der dortigen Museen war kein langweiliges Muss, weil wir die Texte, die wir bisher nur auf Papier kannten, nun in concreto sahen und einen Minieinblick in Facetten der germanisch-römischen Gesellschaften erhielten. Mein Interesse an der nichtliterarischen Überlieferung verließ mich seitdem nicht mehr. Dabei sei nicht vergessen, dass die Exkursionsteilnehmer damals auch zum ersten Mal mit den speziellen Kölschgläsern konfrontiert wurden – wir nannten Sie Ampullen –, für Studenten aus Franken eine zunächst sehr gewöhnungsbedürftige Erfahrung.

Vittinghoff hat frühzeitig die wichtige Forderung formuliert und umgesetzt, man müsse stärker die Provinzen in ihrer jeweiligen Eigenart und in ihrer Entwicklung in die römische Geschichte mit einbeziehen, damit sie nicht weiterhin zu sehr italozentrisch betrachtet werde oder gar nur von den Kaisern her. Angelegt war das schon in seiner Habilitationsschrift in Kiel, auf die ich noch zu sprechen komme. Deshalb hat er ein umfassendes Projekt zur Urbanisierung vor allem in den Donau-provinzen entwickelt. Wo und warum genau er dieses für notwendig erkannt hatte, habe ich nicht erfahren; ich vermute aber, dass Ansätze dazu auf sein Habilitationsthema zurückgehen. Diese Ausweitung der Geschichte des Imperiums von Rom über die Provinzen bis hinab zu den unteren politisch-sozialen Einheiten war ein ganz wesentlicher Fortschritt für die Alte Geschichte. Für dieses Projekt hat er Forschungsreisen, vor allem nach Ungarn und Rumänien, unternommen, zusammen mit Hartmut Galsterer und Hartmut Wolff (1941–2012), finanziert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft. An diesen Reisen nahm ich nicht teil, denn die Reisen veranstaltete er von Köln aus, wohin er 1966 einen Ruf erhalten hatte und eine eigene Forschungsstelle für Alte Geschichte einrichten konnte. Ich blieb bis Ende Frühjahr 1969 noch in Erlangen, um meine Promotion vorzubereiten.⁹ Ich blieb auch deswegen in

⁹ Dazu unten S. 78 ff. mehr.

Erlangen, weil ich bis zum Ergebnis der Doktorarbeit immer noch davon ausging, ich würde wie die meisten meiner Studienkollegen in den Gymnasialdienst gehen; an eine akademische Laufbahn dachte ich damals noch nicht.

Im April 1969 holte mich Vittinghoff aber nach Köln, womit ein anderer Weg eingeschlagen war. In Köln hatten wir, die beiden Hartmuts und ich, fast täglich am Nachmittag für ein bis eineinhalb Stunden eine Art Kolloquium mit Vittinghoff in der Forschungsstelle, die die Universität ihm in einer Privatwohnung im Weyertal, weniger als zehn Minuten vom Hauptgebäude der Uni entfernt, eingerichtet hatte. In diesen Besprechungen hat er seine Idee immer mehr entwickelt, dass man die Individualität der einzelnen Provinzen in der Unterschiedlichkeit der einzelnen urbanen Einheiten genau studieren und darstellen müsse. Das haben wir damals in unendlichen Gesprächen miteinander diskutiert und konnten dabei unsere eigenen Vorstellungen entwickeln. Befruchtend war für uns alle, dass Vittinghoff seine Diskussionen über seine aktuelle Forschung stets mit der politischen Situation im Heute korrelierte und daraus Fragen entwickelte, die er auf vergleichbare antike Phänomene anwendete.

Besonders beschäftigte ihn, was man den Inschriften, die Informationen zum römischen Bürgerrecht, zur Urbanisierung und Munizipalisierung geben, im reichsweiten Zusammenhang methodisch überhaupt entnehmen könne und was nicht – immer auch ein wenig verbunden mit den Ergebnissen der Archäologie, der allerdings nicht unbedingt seine besondere Aufmerksamkeit galt. Er hat auch, wenn ich mich recht erinnere, nie mit einem Archäologen näher zusammengearbeitet, was wohl nicht wenig mit der damaligen personellen Konstellation an der Kölner Universität zusammenhing. Bei diesen Untersuchungen zur Urbanisierung und Munizipalisierung nahm er wahr, dass gerade in den Balkanprovinzen, wie sie damals oft genannt wurden, also den römischen Provinzen von Bayern bis zum Schwarzen Meer, es sehr viele Kollegen gab, die die Aussagen ihres lokalen epigraphischen Materials in vielfacher Hinsicht fast absolut setzten und daraus weitgehende Schlüsse zogen, die aber, sobald man sie mit anderen lokalen oder regionalen Befunden im Imperium verglich, häufig ihre spezielle Aussagebedeutung, die man ihnen gegeben hatte, verloren, weil sie eben nicht einzigartig waren. Andererseits konnten lokale Sonderentwicklungen nur durch Vergleich überhaupt erst erkannt werden. Gerade dieser Vergleich wurde aber für die Donauprovinzen kaum gemacht, was in dieser Zeit leicht erklärlich ist: Diese Provinzen lagen fast alle in den damaligen sozialistischen Ländern. Die dortigen Kollegen waren öfter nicht in der Lage, die nötigste Literatur aus dem Westen zu erhalten. So musste man sich, da man

isoliert war, fast notgedrungen auf die eigene Provinz konzentrieren, ohne durch den Vergleich mit anderen Regionen zu einer adäquaten Beurteilung zu kommen. Das ist allerdings ein Phänomen, das man auch heute noch anderswo partiell beobachten kann. Solche Beschränkungen versuchte Vittinghoff zu überwinden, durch seine zahlreichen persönlichen Kontakte mit vielen Kolleginnen und Kollegen in den östlichen Ländern, aber auch durch mehrere methodische Aufsätze, die man auch heute noch als fundamental bezeichnen darf. Er versuchte zu zeigen, was man den einschlägigen Quellen entnehmen dürfe und umgekehrt, wo die Grenzen der Aussagefähigkeit lägen, speziell auch bei den Schlussfolgerungen, die aus dem umfangreichen Namensmaterial für die Datierung und Entwicklung von Gemeinden gezogen wurden.¹⁰ Er sah bei bestimmten Methoden die massive Gefahr der Überinterpretation und damit der Desinformation, weshalb er einmal im Zusammenhang mit einer Publikation formulierte, „daß der sonst so hervorragende Gelehrte aus dem unangenehmen horror vacui heraus gewalttätig die ars nesciendi unterdrückt hat!“¹¹

Dass das ursprüngliche Forschungsprojekt, nämlich die umfassende Dokumentation der römischen Urbanisierungspolitik in den kaiserzeitlichen Provinzen, vornehmlich denen des Donauraums, am Ende nicht verwirklicht wurde, lag wohl besonders an zwei Umständen. Zum einen wurden ganz wesentliche Teile der Thematik in der einen oder anderen Form von seinen Schülern in ihren Dissertationen oder anderen Beiträgen untersucht.¹² Zum andern hatte er schon in den frühen 1970er Jahren die Herausgabe des 1. Bandes des Handbuchs der Europäischen

¹⁰ Die einschlägigen Publikationen sind verzeichnet in: Studien zur antiken Sozialgeschichte, Festschrift Friedrich Vittinghoff, hg. W. Eck - H. Galsterer - H. Wolff, Köln 1980, XIII–XV,

¹¹ Rezension Vittinghoffs in *Germania* 51, 1973, 613–614 zu G. Alföldy, *Bevölkerung und Gesellschaft der römischen Provinz Dalmatien*, Budapest 1965. Das war nicht sein Gesamturteil über die Person Alföldys (1935–2011), was u.a. der Umstand erkennen lässt, dass dieser, als Christian Meier (geb. 1929) wieder nach Basel gewechselt hatte, im Jahr 1974 auf einer Berufungsliste in Köln an zweiter Stelle stand.

¹² H. Galsterer, *Untersuchungen zum römischen Städtewesen auf der iberischen Halbinsel*, Berlin 1971; ders., *Zu den römischen Bürgermunicipien in den Provinzen*, *Epigraphische Studien* 9, 1972, 37–43; ders., *Herrschaft und Verwaltung im republikanischen Italien. Die Beziehungen Roms zu den italischen Gemeinden vom Latinerfrieden 338 v. Chr. bis zum Bundesgenossenkrieg 91 v. Chr.*, München 1976; B. Galsterer-Kröll, *Untersuchungen zu den Beinamen der Städte des Imperium Romanum*, *Epigraphische Studien* 9, 1972, 44–145; H. Wolff, *Die constitutio Antoniniana und Papyrus Gissensis 40 I.*, 2 Bände, Köln 1976; ders., *Civitas Romana. Die römische Bürgerrechtspolitik vom Bundesgenossenkrieg bis zur Constitutio Antoniniana*, *Habilitationsschrift*, eingereicht 1977 bei der Philosophischen Fakultät der Universität zu Köln (leider nie publiziert).

Wirtschafts- und Sozialgeschichte übernommen, in dem alle europäischen Provinzen, also auch die donauländischen eingeschlossen waren.¹³ Die weit engere Thematik des großen Forschungsprojekts konnte hier exemplarisch in eine Gesamtschau integriert werden, wobei soziale Struktur und politisch-rechtliches System miteinander verbunden wurden.¹⁴ Die Detailarbeit wurde so durch den Versuch der Gesamtschau überholt. Er hat in diesem Band der Wirtschafts- und Sozialgeschichte freilich nicht alles selbst behandelt, vielmehr wurden die einzelnen Provinzen verschiedenen Autoren anvertraut, die Wirtschaft Harry Pleket, während Vittinghoff selbst in einem 200 Seiten umfassenden Kapitel die Gesellschaft darstellte. Dabei wich er von Beginn an von dem, vor allem von Géza Alföldy bevorzugten Stände-Schichten Modell ab,¹⁵ indem er von der Erkenntnis ausging, dass das kaiserzeitliche Imperium nicht etwa eine einheitliche römische Gesellschaft bildete, sondern in den Provinzen zahlreiche regionale Gesellschaften mit eigenen rechtlichen und sozialen Regeln kannte, was selbst für die Zeit ab 212 weiterhin galt, als Kaiser Caracalla allen freien Bewohnern des Reichs das römische Bürgerrecht verliehen hatte. Im Detail aber war die soziale Wirklichkeit im Imperium in einer rechtlich, sozial und politisch festgeschriebenen Ungleichheit organisiert, wodurch der personenrechtliche Status des Einzelnen fixiert war; all das war aber nicht in einer Pyramide zu veranschaulichen. Während Vittinghoff selbst seine Erkenntnisse, die er sich für die einzelnen Provinzen erarbeitet hatte, in seine Darstellung integrieren konnte, gelang es umgekehrt nicht im gleichen Maße, die übergreifenden Aspekte in die Ausarbeitungen für die Provinzen einzufügen. Stärker in die Texte der Mitautoren einzugreifen, um die regionalen Ausprägungen eher vergleichbar zu machen, davor scheute er zurück.

Vittinghoff hat letztendlich fast zwei Jahrzehnte an der Wirtschafts- und Sozialgeschichte gearbeitet. In den Kölner Jahren von 1969 bis 1975, als ich an die Universität des Saarlandes ging, konnten wir als seine Schüler ihn bei all seinen Überlegungen begleiten, wodurch Hartmut Galsterer, Hartmut Wolff und ich selbst sehr viel für unsere eigenen

¹³ Schließlich 1990 erschienen unter dem Titel: Handbuch der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Band 1, bei Klett-Cotta in Stuttgart.

¹⁴ Dazu Fr. Vittinghoff, Soziale Struktur und politisches System der hohen römischen Kaiserzeit, HZ 230, 1980, 31–58; wiederabgedruckt in ders., Civitas Romana. Stadt und politisch-soziale Integration im Imperium Romanum der Kaiserzeit, hg. W. Eck, Stuttgart 1994, 253–271.

¹⁵ G. Alföldy, Römische Sozialgeschichte, erstmal 1975 erschienen, schließlich in 4. und letzter überarbeiteter Auflage 2011, in seinem Todesjahr. Zum Modell vgl. bes. 118–217 mit dem inzwischen weit verbreiteten Schaubild auf Seite 196.

Forschungen gewonnen haben; wir haben alle drei diesen großen thematischen Bereich von Bürgerrecht, Munizipalisierung und Entwicklung der Provinzen nie ganz verlassen, natürlich mit gewissen Schwerpunkten. Hartmut Wolff konzentrierte sich auf die Verbreitung des römischen Bürgerrechts in den Provinzen, auch denen im Osten, besonders auch in seiner ungedruckt gebliebenen Habilitationsschrift.¹⁶ Dass er sich speziell mit den europäischen Ostprovinzen Roms befasste, dazu trug nicht wenig seine im Jahr 1980 erfolgte Berufung an die neue Universität Passau bei, die östlichste römische Siedlung in der ehemaligen Donau-provinz Rätien. Die Donau gab für ihn fast automatisch die Richtung vor. Bei Hartmut Galsterer verbanden sich Fragen nach dem römischen Bürgerrecht mit dem Grundphänomen der gemeindlichen Organisation des Imperiums, in den Provinzen, aber auch im republikanischen Italien. Als ich 2004 das Buch über das römische Köln im Rahmen der Gesamtdarstellung der Stadtgeschichte publizierte, formulierte ich bewusst den Untertitel im Sinn der Konzeption Vittinghoffs: „Köln in römischer Zeit. Geschichte einer Stadt im Rahmen des Imperium Romanum.“

S.R. Die große Synthese in dem ersten, 1990 erschienenen Band des „Handbuchs der europäischen Wirtschaft- und Sozialgeschichte“ war, wie du schon ausgeführt hast, eng mit dem Urbanisierungsprojekt verbunden. Kannst Du noch etwas dazu sagen, wie all das finanziert wurde, z.B. aus Lehrstuhlmitteln?

W.E. Es gab im engeren Sinn keine größeren Lehrstuhlmittel (außer Sondermitteln für die Bibliothek), weder in Erlangen noch in Köln, wenn man von den Stellen absieht, die in Köln mit der für Vittinghoff geschaffenen Forschungsstelle verbunden waren. Hartmut Galsterer wurde z.B. daraus finanziert und war mit bestimmten Aufgaben betraut, wobei Vittinghoff stets bemüht war, dass solche Arbeit auch für die Zukunft „seiner Leute“ von Nutzen war. Sie hatte nie auch nur den Hauch einer „Sklavenarbeit“, wie das gelegentlich von anderen Universitäten geschildert wurde. Das Urbanisierungsprojekt wurde von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) finanziert. Zu einem solchen Thema in den 1970er Jahren einen Antrag zu stellen, war, verglichen mit den späteren Verfahren, noch eine recht einfache Angelegenheit. Als ich selbst 1975, unmittelbar nach meiner Habilitation, meinen ersten Antrag an die DFG richtete, um einen Supplementband zu CIL XI (Etrurien) zu erarbeiten, habe ich einfach einen Brief an die DFG geschrieben, genauer: direkt an den damaligen Sachbearbeiter für die Geisteswissenschaften, Dr. Wolfgang Treue. Ich

¹⁶ S. oben Anm. 12.

bekam kurze Zeit später von ihm eine kurze Nachricht, man habe die Summe bewilligt, ich möge mitteilen, auf welches Konto sie überwiesen werden solle. Das Geld ging dann auf mein privates Konto. Belege für Reise und Unterkunft habe ich gesammelt, einen kurzen Bericht über die ersten Ergebnisse geschrieben und zusammen mit der Abrechnung an die DFG gesandt; damit war die Sache erledigt. Ganz so einfach ist es bei Vittinghoff sicher nicht gewesen. Da gingen die Gelder schon über die Verwaltung der Universität, denn es waren 1967 und 1968 höhere Summen nötig für die sechswöchigen Reisen, die Vittinghoff mit Hartmut Galsterer und Hartmut Wolff durch die Donauprovinzen unternahm.

S.R. Hat Vittinghoff jemals über seine Habilitationsschrift von 1939, die nicht erhalten ist, etwas gesagt, oder seine Mainzer Akademieabhandlung von 1952 über „Römische Kolonisation und Bürgerrechtspolitik unter Caesar und Augustus“, die auf seiner Habilitation aufbaute, in die Gespräche einbezogen?

W.E. Dass er speziell über den Inhalt seiner Habilitationsschrift, „Der Aufstieg der unterworfenen Völker in Roms Bürgertum und Herrenschicht“ gesprochen hat, daran kann ich mich nicht erinnern. Aber er erzählte vom Schicksal der drei Exemplare dieser Habil-Arbeit; eines lag in Kiel in der Universitätsbibliothek, ein anderes im dortigen Seminar, das dritte war sein eigenes Exemplar. Die beiden Kopien in Kiel seien verbrannt, das dritte Exemplar habe seine Frau bei der Flucht aus Ostpreussen verloren, so dass auch für ihn die schriftliche Fassung verloren war. Nachweisen konnte er damals das Faktum der Habilitation nur durch einen Eintrag im *Gnomon*.¹⁷ Er berichtete auch, dass er, nachdem er selber aus der Kriegsgefangenschaft zu seiner Familie, die in Schleswig-Holstein in einem Flüchtlingslager lebte, zurückgekommen war, im Wesentlichen aus dem Gedächtnis den Abschnitt zur Städtepolitik unter Caesar und Augustus geschrieben habe,¹⁸ vor allem in der Nacht, zum Teil bei Kerzenlicht; da es aber sehr kalt war, habe er versucht, seine Füße unter dem Tisch in einer Kiste mit Holzspänen halbwegs vor dem Erfrieren zu retten. Die Akademieabhandlung sei sozusagen die Quintessenz gewesen, die er aus seiner verlorenen Habilitationsschrift gezogen habe. Inzwi-

¹⁷ Vgl. *Gnomon* 15, 1939, 464.

¹⁸ Römische Kolonisation und Bürgerrechtspolitik unter Caesar und Augustus (= Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse. 1951, Nr. 14), Mainz 1952.

schen habe ich erfahren, dass in Posen, wo er 1943 zum außerplanmäßigen Professor bestellt worden war,¹⁹ die Personalakte erhalten blieb, die damals von Kiel übersandt wurde. Darin sind auch die administrativen Habilitationsunterlagen der Fakultät enthalten, mit zwei Gutachten zur Arbeit von Paul Strack, seinem eigentlichen Lehrer, und von Erich Burck.²⁰ Strack beurteilt gerade auch diesen Abschnitt über Caesar und Augustus als „grundlegende Untersuchung“, die den „Prozeß der Munizipalisierung des Reiches in unerwarteter Konsequenz des zeitlichen und räumlichen Fortschritts erkennen“ lasse.²¹

Hinwendung zur Prosopographie

S.R. Wenn Du Vittinghoff als Deinen Lehrer bezeichnest, so fällt auf, dass er zwar durchaus prosopographisch gearbeitet hat, nicht aber in dem Maße, wie Du es schon früh in Deiner wissenschaftlichen Laufbahn getan hast. Was oder wer hat Dich zur Prosopographie geführt? Welche Impulse oder welche Person(en) gaben den Anlass? Wie hast Du deren Anregungen in Deiner Dissertation aufgenommen? Und wie in Deinen weiteren Forschungen umgesetzt?

W.E. Im zweiten Semester (Sommer 1963), in dem Vittinghoff in Erlangen lehrte, nahm ich, wie schon erwähnt, an seinem Hauptseminar „Die

¹⁹ Worüber aber, außer dem Faktum, nichts Näheres bekannt ist, siehe K. Królczyk, Die Altertumswissenschaften an der Reichsuniversität Posen (1941–1945), in: *Gymnasium* 126, 2019, 335–354, hier 339.

²⁰ Eine Kopie dieser Personalakte der „Reichsuniversität Posen, Dozenten Dr. hab. Vittinghoff 1939–1941“ (Aktenzeichen 78/217) wurde mir von meinem polnischen Kollegen Krzysztof Królczyk zugänglich gemacht. Die Jahreszahl 1941 auf dem Deckel der Akte bezieht sich auf Kiel; enthalten ist auch noch die Ernennung in Posen, freilich ohne genaueren Hinweis, auf welchem Weg es zu dieser Entscheidung gekommen ist.

²¹ Während sich bei Strack nichts Konkretes darüber findet, dass in Vittinghoffs Arbeit die NS-Ideologie eine Rolle gespielt habe, schreibt Burck: „Besonders wertvoll erscheinen mir die zusammenfassenden Abschnitte S. 122–159 und 246–270. Es ist für die akuten Fragen der Volkstums- und Rassenforschung auch über den Rahmen dieser Arbeit hinaus bedeutsam zu wissen, daß die tragenden Kräfte des Reichs — im weitgehendem Gegensatz zu der bisherigen Meinung — in den zwei ersten Jahrhunderten Italiker und Angehörige der artverwandten Westprovinzen gewesen sind.“ Ob dies die Wahrnehmung und Wortwahl von Burck war, oder ob das so bei Vittinghoff stand, lässt sich aus dem Gutachten, das insgesamt nicht einmal eine ganze Seite umfasst (!), nicht erkennen. Dass an manchen Stellen der Habilitationsschrift entsprechende Stichworte wie völkisch-rassisch eingeflossen sind, darf man annehmen, was sich auch in der Rezension Vittinghoffs der beiden Werke von Lambrechts zeigt (siehe die nächste Anmerkung). Doch sind diese Stichworte nirgendwo die Basis für seine kritischen Bemerkungen.

römische Führungsschicht der Kaiserzeit“ teil. Das zeigt, dass ihn die Thematik seiner Habilitationsschrift nicht losgelassen hat. Welchen speziellen Aspekt ich im Seminar bearbeitete, kann ich – leider – nicht mehr sagen; aber natürlich spielten dabei die beiden Prosopographien von Lambrechts, die Vittinghoff besprochen hatte,²² sowie die von Barbieri²³ eine nicht kleine Rolle, neben Symes *Roman Revolution* und seinem Tacitus, publiziert im Jahr 1958.²⁴ In diesem Seminar stand jedenfalls die inschriftliche Basis dieser Untersuchungen im Vordergrund. Kurz darauf verdichtete sich dieses prosopographische Interesse durch ein Hauptseminar bei dem Altphilologen Rudolf Till über die Briefe des jüngeren Plinius. Es war für mich eine geradezu exemplarische Kombination von Lehrveranstaltungen; denn Prosopographie lebt von der Verbindung der literarischen mit den epigraphischen Quellen. Ich hatte in Tills Seminar zwei Plinius-Briefe über die Wahlen im Senat zu behandeln (ep. 3, 20 und 4, 25), die auch im Zentrum der nachfolgenden Seminararbeit standen; es ging um das Verhältnis zwischen dem Kaiser und eben einzelnen Senatoren, was viele weitere Briefe des Plinius an andere Senatoren einschloss. Das Thema, das sich mit konkreten Personen in einem entsprechenden Kontext befasste, hat mich so fasziniert, dass ich darüber meine Staatsarbeit für das Lehramt an Gymnasien schreiben wollte. Ich ging allerdings nicht zu Till, sondern zu Vittinghoff und habe mit seinem Einverständnis rund 120 Seiten über „Kaiser und Senat“, freilich nicht unter Traian, sondern unter Domitian geschrieben – und zwar formal im Fach Latein; denn Geschichte durfte seit meinem achten Semester nicht mehr mein zweites Hauptfach sein. Ich musste es wegen der strengen bayrischen Regeln für das Staatsexamen zum Nebenfach herunterstufen und dafür Germanistik, nun vollständig als zweites Hauptfach, studieren. Selbst ein Besuch im Kultusministerium in München – mit Verstärkung durch einen Nürnberger Landtagsabgeordneten – half nicht, eine Ausnahmegenehmigung zu erreichen. Das führte zu zwei zusätzlichen Semestern Studium, vor allem in der neueren deutschen Literaturgeschichte – ein Gewinn, den ich nicht missen möchte –, änderte aber nichts daran, dass für mich die Alte Geschichte das Zentrum blieb.

Die Staatsarbeit hat offensichtlich bei Vittinghoff so guten Eindruck gemacht, dass er mir vorschlug, daraus eine Promotion zu machen. Dass

²² P. Lambrechts, *La composition du sénat Romain de l'accession au trône d'Hadrien à la mort de Commode (117–192)*, Antwerpen 1936; ders., *La composition du sénat Romain de Septime Sévère à Dioclétien (193–284)*, Budapest 1937; dazu Fr. Vittinghoff, *Gnomon* 15, 1939, 506–511.

²³ G. Barbieri, *L'albo senatorio da Settimio Severo a Carino (193–285)*, Rom 1952.

²⁴ R. Syme, *The Roman Revolution*, Oxford 1939; Tacitus, Oxford 1958.

er mir dieses Angebot machte, war für meine Entscheidung, mich überhaupt auf eine Doktorarbeit einzulassen, eine starke Motivation.²⁵ Das Thema war zunächst „Kaiser und Senat unter den Flaviern“. Ich begann im Herbst 1965, doch Mitte 1966 erschien plötzlich eine Münsteraner Dissertation über „Kaiser und Senat in der Zeit von Nero bis Nerva“ von Bruno Grenzheuser (1939–2021).²⁶ Damit war „mein Thema“ aktuell bearbeitet und lag publiziert vor. Grenzheusers Arbeit argumentierte relativ stark aus den literarischen Quellen, und man hätte wahrscheinlich unter stärkerer Einbeziehung der außerliterarischen Überlieferung nicht wenige andere Akzente setzen können. Aber wenn man wie ich damals unmittelbar in der Situation ist, dass das Thema, das man selbst untersuchen will, von anderer Seite mit einigem Erfolg bearbeitet wurde, dann rückt man m.E. besser davon ab. Eine ähnliche Arbeit hätte zu leicht untergehen können. Ich verließ allerdings nicht den thematischen Zusammenhang, dazu hatte ich schon zu viel daran gearbeitet, zumal Material gesammelt. Aber ich erweiterte die Thematik zeitlich und sachlich auf die Senatoren von den Flaviern bis zu Traian und Hadrian, bezog insbesondere die individuellen Laufbahnen der Senatoren und vor allem deren Statthalterschaften in den Provinzen in diesen 70 Jahren ein. So entstand schließlich die Dissertation, die im Dezember 1968 in Erlangen mit dem Rigorosum abgeschlossen wurde.

Ein direktes Modell hatte ich nicht, aber doch zahlreiche Arbeiten, die thematisch diese oder ähnliche Personengruppen erforscht hatten. Da war auf der einen Seite Hans-Georg Pflaum (1902–1979), der alle bekannten Laufbahnen von Rittern minutiös untersucht hatte: die drei Bände seiner epochemachenden *Carrières* waren wenige Jahre vorher erschienen.²⁷ Fast parallel zur Arbeit an meiner Dissertation publizierte Géza Alföldy (1935–2011) seine ersten prosopographischen Arbeiten, aus denen ich manches lernen konnte, insbesondere wieder die Arbeit mit inschriftlichen Quellen.²⁸ Doch am stärksten wurde ich, so zumindest mein Eindruck, neben Friedrich Vittinghoff durch Ronald Syme (1903–

²⁵ W. Eck, *Senatoren von Vespasian bis Hadrian. Prosopographische Untersuchungen mit Einschluß der Jahres- und Provinzialfasten der Statthalter*, *Vestigia* Bd. 13, München 1970.

²⁶ B. Grenzheuser, *Kaiser und Senat in der Zeit von Nero bis Nerva*, Dissertation Münster 1966.

²⁷ H.-G. Pflaum, *Les carrières procuratoriennes équestres sous le Haut-Empire romain*, Paris 1960/61.

²⁸ G. Alföldy, *Die Legionslegaten der Römischen Rheinarmeen*, Graz - Köln 1967. Noch bevor meine Dissertation abgeschlossen war, sah ich das Manuskript seiner *Fasti Hispanienses*, die Vittinghoff zur Begutachtung erhalten hatte. Es wurde Modell für weitere ähnliche Werke.

1989) beeinflusst, nicht nur durch seine großen Werke, sondern vor allem seine zahlreichen Artikel, die in schnellem Rhythmus Jahr für Jahr erschienen, in denen er, meist sehr flexibel und intuitiv, der mageren literarischen und epigraphischen Überlieferung Einsichten abgewann oder sie ihnen entlockte, ohne je den konkreten politischen Kontext und dessen Möglichkeiten zu vergessen.²⁹

Die Dissertation selbst war zweigeteilt. Sie behandelte nicht ein einziges durchgehendes Thema, dazu war eben doch schon zu viel an Erkenntnissen bei Grenzheuser vorweggenommen worden. All das nun nochmals aufzunehmen, was ohnehin zutraf, und es nur in Teilen zu kritisieren oder anders zu nuancieren, das hätte wenig Sinn gehabt. So kam es zu Einzeluntersuchungen, die den ersten Teil bildeten, zu Kaiser, Senat und Provinzverwaltung, auch zu einigen neuen Inschriften, darunter zwei großen Texten des L. Flavius Silva Nonius Bassus, des Eroberers von Masada, der aus Urbs Salvia in Picenum stammte,³⁰ sowie zu einer Inschrift des Sex. Iulius Frontinus aus Hierapolis in Asia. Wegen beider Personen musste ich mich notwendigerweise mit vielen weiteren Senatoren beschäftigen, die erst deren Laufbahn verständlich machten, was wiederum zusätzliche Überlegungen zur kaiserlichen „Personalpolitik“ erforderte. Dabei wurde mir immer deutlicher, dass die Beobachtungen zu einzelnen Individuen erst dann Relevanz bekamen, wenn Ähnliches oder Divergierendes bei anderen Personen beobachtet werden konnte, sozusagen in Serie, etwa bei den Arvalen oder bei der Frage der Aufnahme von *homines novi* unter Vespasian.

Der zweite Teil der Dissertation behandelte die Provinzialfasten dieser sieben Jahrzehnte. Die Anregung gab der Artikel, den Rudolf Hanslik (1907–1982) gerade in Supplement X der RE über Kaiser Traian publiziert hatte und in dem er auch Jahr für Jahr alle Statthalter der Provinzen folgen ließ, was durchaus Sinn machte, weil daraus, wenn man es vorsichtig betrieb, ein Einblick in Traians Personalpolitik möglich wurde.³¹ Das Problem war nur, dass Hanslik, der zwar, aus welchem Grund auch immer, recht viel in *prosopographicis* gearbeitet hatte, sich in diesem wichtigen Artikel – allerdings nicht nur hier – allzu oft irrte und damit zu irreleitenden Schlussfolgerungen Anlass gab. Bei so vielen Fehlern oder Auslassungen entwickelte ich zumindest im Ansatz die Vorstellung, das könnte ich besser. So entstand der zweite Teil mit den Listen von 68/69 bis 138/139, in denen ich aber bewusst nur die Quellen

²⁹ In den *Roman Papers I–II* ist die gesamte Serie von Artikeln gesammelt, die mich damals beeinflusste, neben vor allem den beiden Tacitusbänden.

³⁰ Dazu noch weiter unten S. 85f. zu einigen für mich wichtigen Konsequenzen.

³¹ Rudolf Hanslik, s.v. M. Ulpius Traianus, in: *RE Suppl. X*, 1965, 1032–1102.

anführte, die für die Datierung notwendig waren; dadurch wurden die Listen kurz, aber übersichtlich. Angeordnet waren sie allerdings zunächst nicht sehr intelligent, nämlich in alphabetischer Reihenfolge nach den Provinznamen. Erst Hans-Georg Pflaum gab mir später den richtigen Rat, die Provinzen nach ihrem Rang zu ordnen, also einem Prinzip, das auch in den *cursus honorum* zu erkennen war. Leider war ich in dieser Zeit noch zu sehr allein auf die Senatoren konzentriert, ohne zu bedenken, dass bei der Frage nach den höchsten römischen Vertretern in den Provinzen die ritterlichen Präsidialprokuratoren sowie die Präfekten von Ägypten nicht beiseite gelassen werden können. Eine Rolle mag aber dabei gespielt haben, dass eben 1960/61 Pflaum diese in seinen *Carrières* penibel genau erarbeitet hatte. Aber die Zusammenführung von senatorischen und ritterlichen Provinzgouverneuren wäre wohl produktiv gewesen.

Die Arbeit an der Dissertation dauerte knapp drei Jahre, von Oktober 1965 bis Sommer 1968. In diesen Jahren war ich Assistent bei dem Gräzisten Alfred Heubeck (1914–1987) in seiner Eigenschaft als Beauftragter für die Stipendien in der Philosophischen Fakultät, eine Stelle, in der er mir viel Freiraum für meine eigene Arbeit ließ. Direkt nachdem das Manuskript eingereicht war, hat sich Vittinghoff, wie er mir weit später berichtete, an die Beurteilung gemacht; er war aber etwas unsicher gewesen, wie er sie beurteilen sollte. Ein halbes Jahr zuvor hatte nämlich Hartmut Galsterer, der auch ein halbes Jahr älter war als ich,³² seine Promotion eingereicht.³³ Sie wurde im Sommer 1968 in Erlangen mit dem *Rigorosum* abgeschlossen und war von Vittinghoff mit „opus eximium“ bewertet worden. Er hatte wohl den Eindruck, meine Arbeit würde das auch verdienen, aber er hatte Bedenken, dass beim selben Hochschullehrer im selben Jahr zwei Arbeiten mit „opus eximium“ ausgezeichnet würden; so etwas hatte damals noch einen „Hautgout“. Er nahm im Herbst 1968 in León im Norden Spaniens an einem Kolloquium teil, bei dem viele Historiker versammelt waren, die sich mit der römischen Kaiserzeit befassten, auch Ronald Syme.³⁴ Vittinghoff hatte meine Arbeit mitgenommen; so konnte er ihn fragen, ob er sich das Manuskript ansehen und ein Urteil abgeben würde. Syme habe sich, so Vittinghoff, an einem Nachmittag ins Hotel zurückgezogen und die Arbeit gelesen, hatte aber vorher nach den Kriterien gefragt, nach denen man in

³² Geboren 27. April 1939, ich am 17. Dezember.

³³ Vgl. die überarbeitete Fassung der Erlanger Dissertation: H. Galsterer, *Untersuchungen zum römischen Städtewesen auf der Iberischen Halbinsel*, Madrider Forschungen Bd. 8, Berlin 1971.

³⁴ Publiziert unter dem Titel: *Legio VII Gemina*. Cátedra de San Isidore, Instituto Leonés de Estudios Romano-Visigóticos, León 1970.

Deutschland eine Dissertation beurteile. Sein Urteil sei so positiv gewesen, dass er, Vittinghoff, keine Scheu mehr empfand, das Verfahren mit derselben Bewertung wie bei Hartmut Galsterer abzuschließen. Das Ergebnis kam für mich unerwartet, hat dann aber meine Entscheidung, meine Zukunft in der Universität und nicht mehr an der Schule zu sehen, entscheidend beeinflusst. Auflagen für die Publikation hatte ich keine erhalten. Das einzige, was ich für die Druckfassung deutlich umarbeitete, war – wie schon erwähnt – die Ordnung innerhalb der Fasten nach dem Rang der Provinzen. Hans-Georg Pflaum, den ich im Sommer 1969 in Bonn kennenlernte, gab mir bei dieser Gelegenheit diesen klugen Ratschlag.

Die Arbeit wurde Ende 1969 bei der Kommission für Alte Geschichte und Epigraphik des Deutschen Archäologischen Instituts eingereicht. Damals war bereits Edmund Buchner (1923–2011) deren Direktor. Ich kannte ihn noch kurz aus Erlangen, bevor er 1960 nach München wechselte, als Berve Direktor der Kommission wurde. Seit 1966 traf ich Buchner dort immer wieder bei den Kolloquien, die jährlich in München für den wissenschaftlichen Nachwuchs veranstaltet wurden. Er hat offensichtlich immer ein gewisses Faible für Erlangen bewahrt, was für mich kein Nachteil war. Die Begutachtung meiner Dissertation für den Druck übernahm Siegfried Lauffer (1911–1986), was mich angesichts seiner wissenschaftlichen Schwerpunkte ein wenig überraschte. Sein Urteil war offensichtlich positiv.

In dieser Übergangsphase bis zur Publikation der Dissertation wurde der FIEC-Kongress, der 1969 in Bonn stattfand und auf dem Johannes Straub (1912–1996) eine bedeutende Position zukam, für meine wissenschaftliche Orientierung zu einer wichtigen Wegmarke. Von Köln aus daran teilzunehmen, war sehr einfach. In Bonn waren alle anwesend, die in irgendeiner Form für meine thematische Ausrichtung von Bedeutung waren: Ronald Syme, Hans-Georg Pflaum, Eric Birley (1906–1997), André Chastagnol (1920–1996) sowie Anthony Birley (1937–2020) und Géza Alföldy (1935–2011). Mit ihnen allen kam ich damals in Kontakt, und es entwickelte sich auch schnell ein wissenschaftlicher Austausch, zumal als 1970 die Dissertation gedruckt vorlag. Ich erinnere mich noch besonders an ein Gespräch mit Ronald Syme in Bonn, in dem ich ihm die Ergebnisse vortrug, die ich mir damals zu den Legaten in den prokonsularen Provinzen erarbeitet hatte. Das Manuskript war für einen der nächsten Bände der Epigraphischen Studien, die Géza Alföldy am Bonner Landesmuseum herausgab, angenommen.³⁵ Ich berichtete Syme von

³⁵ W. Eck, Zu den prokonsularen Legationen in der Kaiserzeit, in: Epigraphische Studien 9, 1972, 24–36.

meinem Ergebnis, und er erwiderte spontan, die Schlussfolgerung müsste so sein, wie ich sie ihm geschildert hatte. Er beschrieb mit mehr Worten mein Ergebnis! Syme selbst hatte nie etwas darüber publiziert. Diese Souveränität machte auf mich einen bleibenden Eindruck. Gleichzeitig gab mir das Erlebnis aber auch die Gewissheit, dass das, was ich etwas mühsam in langen Listen erarbeitet hatte, richtig war, dass es somit noch manches gab, was zwar in Symes Augen „selbstverständlich“, aber eben noch nicht erkannt und schriftlich festgehalten war. Meine thematische Ausrichtung, Prosopographie und Epigraphik für administrative und sozialhistorische Fragen zu verbinden, schien mir eine Zukunft zu haben.

Dann erschien die Dissertation 1970, und es kam — ich weiß nicht mehr, wann genau das war — zum ersten direkten Kontakt mit der „lebenden“ Prosopographia Imperii Romani (PIR), die an der Akademie in Ostberlin zu Hause war. Ich begann, zumal nach dem Epigraphik-Kongress in München im Jahr 1972, eine kontinuierliche Korrespondenz mit Leiva Petersen (1912–1992), der Leiterin der PIR, die am Kongress nicht hatte teilnehmen können, obwohl sie als Chefin des Böhlau Verlags in Weimar relativ leicht reisen konnte.³⁶ Wir vereinbarten, ich solle einmal nach Ostberlin kommen. So fuhr ich mit dem Auto nach Berlin, machte damals auch erstmals die Erfahrung, die mit der innerdeutschen Grenze verbunden war, zumal die Art, wie man misstrauisch bäugt wurde. Ich übernachtete in Westberlin bei Kurt Raaflaub (1941–2023), den ich kurz vorher beim Kongress in München kennengelernt hatte.³⁷ Über die Station Friedrichstraße betrat ich Ostberlin. Die PIR residierte damals im Preußischen Herrenhaus, in dem heute der Bundesrat seinen Sitz hat. Die Zimmer der PIR schauten genau auf die Ostseite der Mauer, und jenseits erhob sich das Springerhochhaus — zwei Welten waren hier mit Blickkontakt verbunden. Meine Verbindung mit dem Akademie-

³⁶ Gedenken an Leiva Petersen 1912–1992, Köln - Weimar 1993; darin auch W. Eck, Nachruf Leiva Petersen, 25–31. Ihre ungeheure Arbeit an der PIR versuchte ich genauer herauszuarbeiten in: Die PIR im Spiegel der beteiligten Personen: Geschichte eines Langzeitunternehmens an der Berliner Akademie 141 Jahre nach dessen Beginn, in: Prosopographie des Römischen Kaiserreichs — Ertrag und Perspektiven. Kolloquium aus Anlass der Vollendung der Prosopographia Imperii Romani, hg. W. Eck - M. Heil, Berlin 2017, 1–94, bes. 37–70.

³⁷ Er, der in dieser Zeit auch Leiva Petersen kennen- und schätzen lernte, hat später eine wichtige Rolle gespielt, weil er, als Schweizer, leichter nach Ostberlin reisen konnte, ohne Aufsehen zu erregen. Als die Gefahr bestand, dass die PIR eingestellt und das Material vielleicht nicht archiviert würde, hat er sukzessive Teile nach Westberlin geschafft, dort kopiert und die originalen Unterlagen wieder an die Akademie zurückgebracht. So hätte man im Westen die PIR weiterführen können. Doch gegen alle Befürchtungen Leiva Petersens konnte die PIR überleben.

Unternehmen und den dort tätigen Personen wurde dann nie mehr unterbrochen, vor allem zu Leiva Petersen, die immer wieder auch in den Westen kam, und zu Klaus Wachtel, der auch nach der Wende für die PIR arbeitete. Ich habe Leiva später, als sie emeritiert und aus dem Unternehmen ausgeschieden war, in Weimar besucht. Frühzeitig erhielt ich auch von ihr Manuskripte zur Überprüfung, die von anderen für die PIR ausgearbeitet waren; manche Artikel konnte ich in den späten 70er Jahren auch selbst schreiben. Besonders blieb mir in Erinnerung, dass ich die Fahnen für die Personen, deren Name mit dem Buchstaben M begann, während eines Urlaubs in Kroatien, den Jaro Šašel (1924–1988) vermittelt hatte, überprüfte. So wurde die PIR mit all den Problemen, die mit diesem Werk verbunden waren, nach einiger Zeit fast ein Teil von mir, zumal als Hans-Georg Pflaum im Jahr 1979 verstorben war,³⁸ der seit 1952 wohl am intensivsten dafür gesorgt hatte, dass die PIR überleben konnte.³⁹ Als Leiva Petersen im Vorwort zu Pars V 2 der PIR schrieb, ich hätte nach Pflaums Tod seinen Part für die PIR übernommen, war das aber eine deutliche Übertreibung.

Meine Arbeit an prosopographischen Grundlagen dehnte sich bald nach der Dissertation auch auf die RE aus. Lange hatten vor allem Edmund Groag (1873–1945) und Artur Stein (1871–1950) dort die kaiserzeitlichen Artikel verfasst, meisterhaft, wie man noch heute feststellen kann. Später hat R. Hanslik diese Aufgaben übernommen, nicht immer zur Befriedigung aller. Syme hat in seinen Arbeiten oft darauf hingewiesen. Vor allem wurden viele Personen dabei übergangen, die dort erscheinen sollten. Als ich deshalb, etwas vorlaut, an Konrat Ziegler (1884–1974), den damaligen Herausgeber der RE, schrieb, erhielt ich von ihm die lapidare Antwort: „Dann schreiben sie die Artikel!“ So kam es, dass ich für die beiden letzten Supplemente der RE, Suppl. XIV und XV zahlreiche Artikel schrieb.⁴⁰ Als ich vor kurzem die Einträge selbst wieder benutzte, fragte ich mich, wie ich das geschafft habe — neben der Assistentenstelle, die ich in Köln seit April 1969 übernahm, und verschiedenen Publikationen, und nicht zu vergessen, meine junge Familie. Heute würde ich dafür unendlich länger brauchen, aber vielleicht war ich naiv genug, um es doch zu bewältigen. Hinzufügen muss ich wohl auch,

³⁸ Zur Erinnerung an ihn wurde damals ein Sonderband der ZPE (Band 43, 1981) veröffentlicht, den ich organisieren konnte, mit insgesamt 42 Beiträgen, verfasst von fast all denen, die damals prosopographisch arbeiteten.

³⁹ Zu Pflaums Rolle mit Nachdruck W. Eck, Die PIR im Spiegel der beteiligten Personen (oben Anm. 36) bes. 47 ff.

⁴⁰ Ca. 500 Artikel zu Personen des Senatoren- und Ritterstandes, in RE Suppl. XIV, 1974 und ca. 300 Artikel zu Personen des Senatoren- und Ritterstandes, RE Suppl. XV, 1978. Das setzte sich später in zahllosen Artikeln in den Bänden des Neuen Pauly fort.

dass die Menge der Sekundärliteratur damals noch wesentlich geringer war.

Dass durch die Einzelpersonen, mit denen sich die Prosopographie befasste, Einblicke in Funktionsweisen der kaiserlichen Politik, vor allem die kaiserzeitliche Administration möglich wurden, war mir, zumal durch Arbeiten, wie sie Syme und Pflaum vorgelegt hatten, stets offenkundig. Ich formulierte damals noch nicht, war mir aber fast selbstverständlich bewusst, dass wir, wenn gesagt wurde: „Der Kaiser hat das und das getan“, in Wirklichkeit mitdenken müssen: „Von wem kamen eigentlich die Ideen? Wer hat ihn beraten? Wer hat Entscheidungen der kaiserlichen Zentrale ausgeführt?“ Einen ersten Versuch, solche allgemeinen Aussagen aus dem prosopographischen Material zu gewinnen, ergab sich, als Hildegard Temporini (1939–2004) mich ersuchte, für den ersten Band von ANRW, der der Kaiserzeit gewidmet war, einen Beitrag zum Senatorenstand zu schreiben. Das Ergebnis war eine Untersuchung der Kriterien, nach denen sich senatorische Laufbahnen entwickelten, wobei vor allem deutlich wurde, dass die Kaiser bei aller Machtfülle nicht völlig frei bei ihren Entscheidungen waren, welchem Senator sie welches Amt übertrugen. Auch sie waren gezwungen, sich an Regeln zu halten, die teilweise rechtlicher Natur waren, teilweise aber auch Erwartungen, die bei den Mitgliedern des Senats geschaffen worden waren, weil sie in der realen Praxis beobachten konnten, was bei der Vergabe von Ämtern möglich war. Jedes Überschreiten dieses Comment durch einen Kaiser führte zu Frustrationen oder auch zu Widerstand. Kluge Principes beobachteten deswegen auch die ungeschriebenen Regeln des *Avancements*.⁴¹

Zu dieser Auswertung der Laufbahnen wurde ich schon frühzeitig angeregt. Ich greife nochmals in die Zeit der Promotion zurück. Über Vittinghoff kam ich in Kontakt mit Guido Barbieri, dessen Buch über den Senatorenstand Vittinghoff wegen seiner eigenen prosopographischen Arbeit rezensiert hatte;⁴² die beiden standen seither stets miteinander in Verbindung. So erfuhr Barbieri relativ schnell, woran ich arbeitete, und wies mich auf eine kleine Publikation von Guido Piergiacomini hin, in der zwei Inschriften aus *Urbs Salvia*, dem heutigen *Urbisaglia*, publiziert waren,⁴³ die Flavius Silva, den Eroberer von Masada, als Erbauer des dortigen Amphitheaters nennen, mitsamt seiner Laufbahn, deren kleine fehlende Teile ich ergänzen konnte. Von Flavius Silva kannte man bis

⁴¹ W. Eck, Beförderungskriterien innerhalb der senatorischen Laufbahn, dargestellt an der Zeit von 69 bis 138 n. Chr., in: ANRW II 1, Berlin 1974, 158–228.

⁴² Vgl. Fr. Vittinghoff, Rezension von: G. Barbieri, *L'albo senatorio da Settimio Severo a Carino* (193–285), Rom 1952, in: *Gnomon* 29, 1957, 108–113.

⁴³ G. Piergiacomini, *Le ultime lapidi romane scoperte ad Urbisaglia*, Macerata 1960, 27f.

dahin nur den Namen aus Flavius Iosephus sowie seinen Konsulat im Jahr 81. Doch durch diese beiden epigraphischen Dokumente hatte man plötzlich seine Laufbahn, die ich wiederum in der Dissertation im Detail analysieren konnte, vor allem im Vergleich mit all den anderen Senatoren, die Vespasian (meist zusammen mit seinem Sohn Titus genannt) durch *adlectio* in den Senat aufgenommen oder in ihrer Laufbahn erkennbar gefördert hatte.⁴⁴ Da zeichneten sich für mich auch schon gewisse Muster ab. Nicht unwichtig war, dass aus diesen Inschriften meine erste selbständige Publikation erwuchs, ein Aufsatz, der schon vor der Dissertation erschienen ist und den der Theologe Martin Hengel (1926–2009), eine imponierende Gestalt, damals Professor an der theologischen Fakultät in Erlangen, in der Zeitschrift für Neutestamentliche Wissenschaft publiziert hat.⁴⁵ Durch die Tatsache, dass der Aufsatz von der Eroberung von Masada und deren Datierung handelte,⁴⁶ hat er mehr Aufmerksamkeit erregt, als es die Laufbahn eines Senators vermocht hätte. In der wissenschaftlichen Welt Israels war seitdem, wie ich einige Jahrzehnte später selbst feststellen konnte, mein Name mit Masada verbunden. Die Festung selbst konnte ich erst weit später, in Jahr 1993, besuchen.

Nach der Inschrift des Flavius Silva konnte ich auch die Inschriften der Volusier näher bekannt machen, die aus der Villa der Volusier in Lucus Feroniae, unmittelbar neben der Autobahn gelegen, stammten, und im Jahr 1968 zunächst nur in *Autostrade*, der Zeitschrift des Italienischen Automobilclubs, abgedruckt waren; mein Freund Hartmut Wolff hatte mich darauf aufmerksam gemacht. Der Aufsatz mit der Analyse der Inschriften erschien durch Vermittlung von Herbert Nesselhauf (1909–1995) im *Hermes* 1972.⁴⁷ Auch in diesen Texten ging es zunächst um die Laufbahn der Mitglieder dieser Familie, aber auch um ihre genauere sozio-politische Stellung, für die die Inschriften wesentliche Argumente lieferten. So war ich relativ schnell ein wenig verschrien, ich machte „nur“ Prosopographie. Als ich in einem frühen Beitrag in der ZPE wagte, von einem Statthalter der Provinz Lycia zu behaupten, die Aussage, er sei kaiserlicher Legat Vespasians *καὶ πάντων* [*Αὐτ*]οκρατόρων ἀπὸ Τ[ι]βερίου Καίσαρος gewesen, beziehe sich auf Nero,

⁴⁴ W. Eck, *Senatoren* (Anm. 25) 93–111.

⁴⁵ W. Eck, Die Eroberung von Masada und eine neue Inschrift des L. Flavius Silva Nonius Bassus, in: *ZNTW* 60, 1969, 282–289.

⁴⁶ Die Datierung der Eroberung ins Jahr 74 würde ich heute nicht mehr so eindeutig formulieren, obwohl dieses Jahr weiterhin eine gewisse Wahrscheinlichkeit behält.

⁴⁷ W. Eck, Die Familie der Volusii Saturnini in neuen Inschriften aus Lucus Feroniae, in: *Hermes* 100, 1972, 461–484; vgl. *Berichtigung* (zu *Hermes* 100, 1972), in: *Hermes* 101, 1973, 128.

wurde das sehr negativ bewertet und abgelehnt. Später zeigte sich, dass ich recht hatte.⁴⁸ Das wusste ich damals zwar noch nicht, doch hielt mich die deutliche Kritik nicht davon ab, Themen mit prosopographischem Inhalt weiter zu verfolgen, wobei ich stets bemüht war, zu fragwürdige Konstruktionen zu vermeiden, die auf sehr unsicherer Quellengrundlage und mehreren voneinander abhängenden Hypothesen basierten. Aus der Arbeit an dieser Thematik ergab sich eine gewisse Befriedigung, weil, so empfand ich es, wirklich Fortschritte zu sehen waren, im Detail, aber auch in der Zusammenschau der kaiserzeitlichen Politik und Gesellschaft. Denn lange Zeit war die Prosopographie im Wesentlichen für kleinere oder größere Nachschlagewerke von Bedeutung geworden, aber das, was man über die einzelnen Personen hinaus, etwa durch die Laufbahnen der römischen Amtsträger für das Funktionieren des Imperiums erkennen konnte, diese Arbeit hatte damals erst eingesetzt, an erster Stelle durch Eric Birley mit seinem bahnbrechenden Aufsatz von 1954,⁴⁹ dann aber vornehmlich durch Ronald Syme und Hans-Georg Pflaum. Hinzukamen jüngere, die sozusagen noch in ihren Anfängen waren, in Frankreich John Scheid (geb. 1946), Ségolène Demougin (geb. 1943) und Michel Christol (geb. 1942), alle auch Schüler von Hans-Georg Pflaum, sodann Tony Birley, den ich seit dem FIEC-Kongress im Jahr 1969 kannte. Und natürlich hatte ich bald eine enge Verbindung zu Géza Alföldy. Wir hatten zahlreiche Diskussionen, waren auch manchmal nicht einer Meinung. Ich war von meinem Lehrer Vittinghoff her sehr deutlich „geimpft“, genau hinzusehen und lieber ein zweites Mal nachzufragen. Doch der Austausch mit Géza Alföldy war für mich enorm wichtig, auch der Zwang, mich immer wieder mit anderen Ansichten und Positionen auseinanderzusetzen.

So begleitete mich die Prosopographie während meiner ersten 25 Jahre an der Universität. Nachdem mich Silvio Panciera (1933–2016) schon im Jahr 1976 aufgefordert hatte, eine zweite Auflage der „Fasti

⁴⁸ Die Aussage zu *Tituli Asiae Minoris* II 131 in meinem Beitrag: Die Legaten von Lykien und Pamphylien unter Vespasian, in: *ZPE* 6, 1970, 65–75; ablehnend etwa C. P. Jones, *Gnomon* 1973, 69of. Ich muss aber betonen, dass Christopher Jones (geb. 1940), als 2008 eine weitere Inschrift genau dies deutlich machte (*ZPE* 164, 2008, 91–121), in einer weiteren Publikation formulierte, er habe sich damals sehr getäuscht, als er die Interpretation mit Nero abgelehnt hatte. Ich empfand das als eine sehr noble Geste.

⁴⁹ E. Birley, *Senators in the Emperor's Service*, in: *Proceedings of the British Academy* 39, 1954, 197–214.

consolari“ Degrassis von 1952 zu erarbeiten,⁵⁰ bildete der von ihm 1981 in Rom veranstaltete Kongress: *Epigrafia e ordine senatorio* einen besonderen Einschnitt.⁵¹ Wenige Kongresse haben einen so tief gehenden und dauernden Eindruck gemacht wie dieser, den Panciera mit ungeheurem persönlichen Einsatz organisierte. Denn dort waren wohl alle versammelt, die sich mit dem Senatorenstand allgemein oder den spezifischen Problemen der Laufbahnen und den sozio-politischen Fragen des *ordo* befassten. Leiva Petersen konnte damals kommen; Glen Bowersock (geb. 1936) nahm teil, ebenso Miroslava Mirković (1933–2020), Marcel Le Glay (1920–1992), Ladislav Vidman (1924–1989), Bengt Thomasson (geb. 1926), Jaro Šašel (1924–1988), Margareta Steinby (geb. 1938), Ladislav Vidman (1924–1989), Giuseppe Camodeca (1945), Helmut Halfmann (1950), Giovanni Geraci (geb. 1945), Lucia Criscuolo (geb. 1953) und viele andere; alle aufzuführen, würde viel Platz erfordern. Für mich erschlossen sich damals zahlreiche Verbindungen, von denen die meisten bis heute anhalten, gerade mit Rom, wo Gian Luca Gregori (geb. 1960), Maria Letizia Caldelli (geb. 1962) und Silvia Orlandi (geb. 1966) die Arbeit Pancieras weiterentwickeln.

Fast ein Jahrzehnt nach diesem Kongress kam am Abend des 9. November 1989 der Mauerfall, von dem ich aber erst erfuhr, als ich am Morgen des 10. November aus Rom, wo ich mich wegen eines Kongresses aufhielt, nach Köln zurückflog. Im Flugzeug öffnete in der Sitzreihe vor mir ein Passagier die Zeitung *Unità*, die Zeitung des Partito Comunista Italiens. Die Überschrift verkündete in riesigen Lettern: „Il muro è crollato“ (Die Mauer ist gefallen). Vom Fall dieses Symbols des realsozialistischen Systems durch dieses Organ zu erfahren, wirkte wie ein Geschenk historischer Gerechtigkeit. Die Folge, die der Zusammenbruch der DDR für meine wissenschaftliche Arbeit hatte, konnte ich in diesem Augenblick noch nicht erahnen.

Denn die politische Revolution betraf nach der Wiedervereinigung auch die Akademie der Wissenschaften der DDR. Der Riesenkomplex, zu dem sie ausgebaut worden war, wurde umgebaut und in gewisser Hinsicht zu der früheren Organisationsform zurückverwandelt, damit auch analog zu den bisherigen westdeutschen Akademien gestaltet. Das betraf auch das CIL und die PIR. Deshalb wurden auch Projektleiter eingesetzt. Es war nach 1989 eine Selbstverständlichkeit, dass Géza Alföldy in der neuorganisierten Akademie die Leitung des *Corpus*

⁵⁰ A. Degrassi, *I fasti consolari dell'Impero Romano dal 30 avanti Cristo al 613 dopo Cristo*, Rom 1952. Meine Hoffnung ist, dass die neuen *Fasti consulares* von 45 v.Chr. bis zum Ende des 3. Jh. n.Chr. endlich in diesem Jahr abgeschlossen werden.

⁵¹ *Epigrafia e ordine senatorio - Atti del colloquio internazionale AIEGL (Roma, 4–20 maggio 1981)*, 2 Bände, Rom 1982 [erschienen 1984].

Inscriptionum Latinarum übernahm; niemand sonst hatte bis dahin im damaligen Deutschland so viel für die lateinische Epigraphik geleistet wie er. Für die *Prosopographia Imperii Romani* schien ich wegen meiner langen Verbindung zu diesem Unternehmen prädestiniert zu sein. Allerdings gab es dabei ein Hindernis; denn nach den eigens abgefassten Überleitungsregeln durften nur Personen die Projekte leiten, die selbst Mitglied einer der westdeutschen Akademien waren. Bei mir traf das nicht zu. Deswegen hat Jochen Bleicken (1926–2005) als Mitglied der Göttinger Akademie zunächst formal die Projektleitung der PIR übernommen, mich aber von Anfang an eingebunden, bis schließlich die Akademie in Berlin neu etabliert war und Anfang 1993 die Projektleiter selbst frei bestimmen konnte. Bleickens inoffizielles Votum war, man solle mir die Aufgabe übertragen.

In Parenthese: Ich war damals in Deutschland kein Akademiemitglied, und bin es auch nie geworden. Das schien 1995 in Düsseldorf, also in der Nordrheinwestfälischen Akademie, möglich zu werden. Denn in diesem Jahr ging Gustav Adolf Lehmann (geb. 1942), der seit 1982 Mitglied war, nach Göttingen und schied damit als Ordentliches Mitglied aus. Ich erhielt einen Anruf von Harald von Petrikovits (1911–2010), der der Akademie angehörte und mich bat, ihm Lebenslauf, Publikationsverzeichnis usw. zu senden. Er wolle mich der Akademie als Mitglied vorschlagen. Doch der Versuch scheiterte. Denn einige Leute aus der Kölner Philosophischen Fakultät – genauer will ich das nicht formulieren – hatten sich sehr schnell an den Sekretär der damaligen Klasse gewandt und, um meine Aufnahme zu verhindern, Anthony Birley vorgeschlagen, der damals in Düsseldorf die Alte Geschichte vertrat. Gegen diesen Vorschlag konnte Petrikovits, wie er mir selbst mitteilte, nicht argumentieren; er sei seit Jahrzehnten mit Eric, dem Vater, eng verbunden und Tony habe schon als kleines Kind auf seinen Knien gesessen. Ich fand seine Offenheit bewundernswert und bat ihn, die ganze Angelegenheit zu vergessen. Tony Birley hat, als er bald darauf die Hintergründe erfahren hatte, gemeint, sich bei mir entschuldigen zu müssen, was völlig unnötig war. Ich konnte ihm nur sagen: „Tony, es gibt eben solche und solche Leute.“

Somit bin ich in Deutschland nie Akademiemitglied geworden; Akademiemitgliedschaften in Italien, Frankreich, Spanien, England und Finnland haben das mehr als aufgewogen. Aber immerhin: Die Arbeit als Projektleiter der PIR in Berlin wurde durch die fehlende Mitgliedschaft in einer deutschen Akademie nicht verhindert.

Es war eine große persönliche Befriedigung, das Werk, dessen erster Band 1933 erschienen war, zum Abschluss zu bringen. Das gelang nicht ganz ohne Hindernisse. Denn, ohne dass man die Verantwortlichen für

die PIR gefragt hatte: damals neben mir Klaus Wachtel (geb. 1937) als Projektleiter, war bald nach der Jahrtausendwende der Endtermin der Förderung durch die Union der Akademien auf 2006 festgelegt worden, was zu dem Zeitpunkt völlig unreal gewesen ist. Die Arbeit konnte in dieser Zeitspanne nicht bewältigt werden. Als die Finanzierung durch die Union der Akademien gestoppt wurde, gelang es aber der Berliner Akademie, Matthäus Heil (geb. 1960), der nach dem Ende der Finanzierung der PIR offiziell beim CIL tätig war, weiterhin für die PIR arbeiten zu lassen; und die Thyssen-Stiftung steuerte so viel bei, dass auch Johannes Heinrichs (geb. 1956) an den letzten beiden Bänden mitarbeiten konnte. Auf diese Weise wurde die zweite Auflage der PIR 2015 abgeschlossen, nach rund 90 Jahren, da Groag und Stein seit 1926 daran gearbeitet hatten.

Dass die PIR nicht weitergeführt wurde, war vom Standpunkt der Wissenschaft aus keine sinnvolle Entscheidung. Denn die neuen digitalen Techniken hätten umfassende neue Möglichkeiten der Auswertung eröffnet. Schon 1995 hatte ich während der Arbeit an den Buchstaben Q und R den Versuch unternommen, mit der digitalen Bearbeitung des Materials zu beginnen, parallel zur Ausarbeitung der traditionellen Bände. Ein neues Computerprogramm für ca. 10.000 DM war bereits angeschafft worden, doch es blieb in der Akademie liegen. Der Plan einer digitalen PIR wurde daraufhin abgesagt. Wenn der Plan damals gelungen wäre, hätte es vielleicht eine Grundlage gegeben, die PIR weiterzuführen; denn es wäre nicht leicht zu vermitteln gewesen, ein digitales Fragment zu den Buchstaben Q-Z, das einiges gekostet hatte, einfach fallen zu lassen. Es wäre wohl – so schien es mir damals und so scheint es mir auch noch heute – fast zwingend gewesen, das Fragment zu Ende zu führen, nachdem der letzte Band in gedruckter Form 2015 erschienen war. So blieb es bei den acht Volumina in 14 Teilbänden auf Papier.

Die Verwaltung des Imperium Romanum

S.R. Jetzt bist Du weit vorausgeeilt. Ich würde gerne nochmals einen Schritt zurückgehen. Wie kam es, dass Du Dich nach Deiner Promotion im Rahmen der Habilitationsschrift mit der staatlichen Organisation Italiens in der Kaiserzeit beschäftigt hast?⁵² Welche Entwicklung hast Du genommen? Warum warst Du an Fragen der Administration interessiert – und damit an einem Thema, das Dich auch weiter umtrieb? Hast Du Dich mit Theorien zur Verwaltung beschäftigt?

⁵² W. Eck, Die staatliche Organisation Italiens in der Hohen Kaiserzeit, Vestigia Bd. 28, München 1979.

W.E. Ein theoretisches Konzept habe ich nicht entwickelt. Ich bin auch nicht sicher, ob dies zu einem spezifischen Ergebnis geführt hätte. Theorien schienen mir innerhalb meiner Themenfelder nicht unbedingt notwendig zu sein, weit eher Fragen der methodischen Behandlung der Quellen.

Es waren wohl vor allem zwei Überlegungen, die mich auf das Habilitationsthema führten. Zum einen gab es damals noch nicht diesen Zwang, sich wissenschaftlich im Griechischen und im Römischen ausweisen zu müssen. Géza Alföldy hat mir einmal gesagt, heute würden wir beide nicht mehr habilitiert werden oder wir würden zumindest keine Professur erhalten.⁵³ In den 70er Jahren war es noch recht üblich, Dissertation und Habilitation entweder in der griechischen oder in der römischen Geschichte zu schreiben. Denn das erforderte nicht die umfassende Einarbeitung in eine völlig neue Welt, was notwendigerweise zeitaufwendig ist. Natürlich ist es notwendig, in der Lehre bei der Ausbildung vor allem der Studenten der Geschichte das gesamte Fach zu vertreten. Das ist aber nach meiner Beobachtung auch ohne eigene wissenschaftliche Schwerpunkte im Griechischen und im Römischen möglich.

Entscheidend war jedoch für mich, dass bei meiner Beschäftigung mit Personen der römischen Elite der Kaiserzeit immer wieder die Frage aufgetaucht ist: Was haben die Leute denn wirklich getan? Deren konkretes Handeln ist in den Quellen sehr oft direkt gar nicht beschrieben, man muss es vielmehr zum Teil extrapolieren oder durch die Kombination verschiedener Informationen darauf rückschließen. Daneben dürften die Diskussionen mit Friedrich Vittinghoff, Hartmut Wolff und Hartmut Galsterer bei der fast täglichen Kaffeerrunde mein Interesse an Verwaltungsfragen gesteigert haben. Daraus entstand diese Idee, im Vergleich zu den Provinzen die Situation in Italien, dem Kernland des Imperiums, zu untersuchen. Dort herrschten zunächst mehr oder weniger „republikanische“ Verhältnisse, vor allem existierte nicht die administrative Ebene der Statthalter, die zwischen den Gemeinden als Selbstverwaltungseinheiten und der Zentrale in Rom agierten. In Italien gab es für die Gemeinden nur die republikanischen Magistrate mit dem Senat und zunehmend die Kaiser als „Instanz“, aber alle in Rom konzentriert. Etwas Ähnliches wie einen „governor on the move“ existierte in Italien nicht.

⁵³ Géza Alföldy wurde 1959 in Budapest mit einer Arbeit zur Truppenverteilung der Donaulegionen am Ende des 1. Jh.s n.Chr. promoviert und habilitierte sich 1966 an der Universität Bonn über die „Legionslegaten der römischen Rheinarmeen“ (publiziert 1967). Siehe zu ihm auch meinen Artikel Alföldy, Géza, in: Geschichte der Altertumswissenschaften, hg. P. Kuhlmann - H. Schneider, Der Neue Pauly, Suppl. 6, Stuttgart 2012, 18–22.

Aber eine so große Region mit Hunderten von Selbstverwaltungseinheiten konnte nicht ganz ohne konkrete koordinierende Leitung funktionieren, die gelegentlich auch vor Ort war, obwohl die Gemeinden ein hohes Maß an Autonomie besaßen und das innere Leben gestalteten. So entwickelte sich Schritt für Schritt bei mir der Plan, die Administration Italiens in der hohen Kaiserzeit zu untersuchen. Das schien auch deswegen nötig, da sich zuletzt Camille Jullian gegen Ende des 19. Jahrhunderts mit der Entwicklung der Administration im kaiserzeitlichen Italien befasst hatte.⁵⁴ Inzwischen war unendlich mehr Material gefunden, war für viele Aspekte eine weit präzisere Chronologie möglich geworden, und wir hatten ganz andere Methoden, um gerade das prosopographische Material, das für die Thematik entscheidend war, für diese Fragestellung auszuwerten.

Unmittelbare Anlässe, um über diese eben skizzierten Aspekte nachzudenken, waren auch neue Inschriften. Eine ließ die zeitliche Entwicklung der *iuridici*, die für die nicht auf Rom konzentrierte Rechtsprechung in den Bezirken Italiens eingesetzt wurden, deutlicher erkennen, ein anderer epigraphischer Text aus der römischen Provinz Thracia im europäischen Teil der Türkei enthielt die Laufbahn eines anonymen *praefectus vehiculorum*, die es wahrscheinlich machte, dass diese für die Kommunikation mit den Provinzen so essentielle Funktion schon unter Augustus eingeführt worden war. Doch um diese Kommunikation zu gewährleisten, wurden den italischen Gemeinden dabei Aufgaben übertragen, und zwar, wie sich nun wahrscheinlich machen ließ, weit stärker und früher als bisher angenommen. Die Leitung durch einen ritterlichen Präefekten griff in das ansonsten autonome Handeln der Gemeinden ein und war damit ein Schritt zur Entwicklung einer Zwischeninstanz, wie es die Statthalter in den Provinzen waren.⁵⁵

Diese Einzelaspekte führten mich dazu, den gesamten Komplex der gemeindeunabhängigen Administration Italiens in ihrer Entwicklung und Funktion vom Ende der Republik bis zur Ernennung von regionalen Statthaltern unter Diokletian zu untersuchen. Auch hier musste wegen des überwiegenden Teils des Quellenmaterials in größerem Maße prosopographisch gearbeitet werden, allerdings nicht mehr beschränkt auf einen *ordo*, speziell den *ordo senatorius*; vielmehr waren alle Perso-

⁵⁴ C. Jullian, *Les transformations politiques de l'Italie sous les empereurs romain*, 43 av. J.-C. — 330 ap. J.-C., Paris 1884.

⁵⁵ Vgl. W. Eck, *Zur Verwaltungsgeschichte Italiens unter Marc Aurel. Ein iuridicus per Flaminiam et Transpadanam*, in: *ZPE* 8, 1971, 71–79; ders., *Die Laufbahn eines Ritters aus Apri in Thrakien. Ein Beitrag zum Ausbau der kaiserlichen Administration in Italien*, in: *Chiron* 5, 1975, 365–392.

nengruppen einzubeziehen, also auch kaiserliche Sklaven und Freigelassene und speziell der *equester ordo*, so dass die sich langsam entwickelnde komplexere Gesamtstruktur erkennbar wurde. Ausgeschlossen blieb in der Regel die Administration auf der untersten Ebene, eben in den Gemeinden selbst, ein Begriff, der m.E. weit präziser deren Funktion erfasst als der Begriff Stadt mit seinen vielfältigen Assoziationen. Eine Ausnahme war der schwierige Komplex der erbrechtlichen Fragen, bei denen der regelmäßige Kontakt zwischen der oberen Ebene und der städtischen Administration deutlicher zu fassen ist, speziell bei der Eröffnung der Testamente. So ist diese Arbeit entstanden und in relativ kurzer Zeit zwischen April und September 1974 niedergeschrieben worden.

Mit der Arbeit begann ich genau am 1. April 1974. Die Ursache für den Beginn gerade an diesem Tag ist mit der Universität Braunschweig verbunden. Ich hatte mich dort, obwohl Géza Alföldy mir abgeraten hatte, noch vor der Habilitation auf eine H3-Stelle beworben, die Ende 1973 frei geworden war. Und überraschenderweise rief mich bald darauf der Vorsitzende der Berufungskommission aus Braunschweig an und bat mich, für das Sommersemester schon einmal die Themen für Vorlesung und Hauptseminar zu senden: „Wir wollen Sie auf die erste Stelle setzen“. Das geschah dann auch durch die Berufungskommission; aber Ende März erhielt ich von ihm wieder einen Anruf, in dem er mir mitteilte, es täte ihm sehr leid, aber er müsse mir mitteilen, dass ich den Ruf nicht erhalten würde. Denn der niedersächsische Kultusminister Peter von Oertzen und sein Staatssekretär Joist Grolle hätten offensichtlich daran Anstoß genommen, dass einer der Gutachter, nämlich Alfred Heuß (1909–1995), mich über den grünen Klee gelobt habe. Für von Oertzen war Alfred Heuß ein rotes Tuch; er hatte die Hochschulpolitik des Ministers nicht gerade zimperlich bekämpft. Wer von ihm empfohlen wurde, hatte deshalb beim Minister keine guten Karten. Daraufhin hat Helmut Castritius (1941–2019) den Ruf erhalten. Allerdings hat die Fakultät es dem Minister in gewisser Hinsicht leicht gemacht. Wenn sie mich schon berufen wollte, hätte sie die Liste anders gestalten müssen: denn auf Platz 1a stand Eck und auf Platz 1b Castritius. Die der alphabetischen Abfolge widersprechende Reihung gab zwar einen klaren Hinweis für das Ministerium, wen man wollte; aber da vor den Namen beider eine 1 stand, war es leichter das Votum der Fakultät nicht zu beachten. Doch mit der Reihung 1a und 1b wollten die Kollegen in Braunschweig an Helmut Castritius eine freundliche Geste senden, der bei der vorausgegangenen Berufung, als Gustav Adolf Lehmann die

Professur erhalten hatte, schon einmal an zweiter Stelle gestanden hatte.⁵⁶

Glücklicherweise hatte ich, als die Absage kam, für die Vorlesung noch nichts vorbereitet. Mein Ärger war aber so groß, dass ich am 1. April 1974 mit dem ersten Kapitel meiner Habilitation begann. Pro Monat konnte ich ein Kapitel vollenden, Mitte September war ich fertig und bin dann mit zwei jungen Kollegen nach Italien gefahren. Eine Woche Rom war die „Belohnung“ für sechs Monate intensiver Beschäftigung mit dem großen „Rest“ Italiens.

Die Habilitation war die Ergänzung zur bisherigen Arbeit, die weitgehend auf die Provinzen konzentriert gewesen war. Italien hatte die Wissenschaft lange Zeit weit weniger beachtet. Ich versuchte, ganz wesentlich auf epigraphisch-protopographischer Grundlage, aufzuzeigen, wie weit und in welchen zeitlichen Stufen tatsächlich die Administration ausgebaut wurde und wie diese in concreto funktioniert hat. Wenn man ehrlich ist, muss man sagen, dass vieles in dem Buch unbeantwortet blieb, weil die Quellen einfach zu wenige waren. Kaiserliche Schreiben, die fast ausschließlich durch Inschriften auf uns gekommen sind und in den Provinzen z.B. öfter einen Blick in den konkreten administrativen Ablauf des Handelns erlauben, sind für Italien kaum überliefert. Das ist in den Provinzen, zumal des Ostens, ganz anders, was auch für schriftliche Entscheidungen der Statthalter gilt. Deshalb kann man insgesamt für die Provinzen zwar auch nur ein rudimentäres, aber insgesamt doch weit lebendigeres Bild der kaiserzeitlichen Administration entwickeln. Dort war die epigraphische Kultur eine sehr andere als in Italien und im gesamten Westen. Man publizierte offensichtlich weit häufiger und vor allem auf Stein, d.h. auf Marmor.

Im Westen verhielt man sich deutlich anders. Wenn Dokumente, die im Verlauf administrativen Handelns entstanden waren, nicht nur für den Augenblick der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollten, dann geschah dies auf Bronzetafeln, schnelle Veröffentlichungen aber erfolgten auf Holz. Bronzetafeln aber sind schon in der spätrömischen Zeit fast alle eingeschmolzen worden. Das ist ein ganz fundamentaler Unterschied zum Osten; deshalb entsteht in der Gesamtschau auf das Imperium ein recht einseitiger Eindruck, als ob bestimmte Phänomene im Osten viel stärker ausgeprägt gewesen wären als im Westen. Man kann das etwa bei den Gesandtschaften sehen, die im Auftrag ihrer Gemeinden nach Rom gingen; sie sind für den Osten in großer Zahl bekannt, nicht aber aus dem Westen, obwohl es sie gegeben hat. Nur sah man im Westen

⁵⁶ Gustav Adolf Lehmann, der ab 1972 Alte Geschichte an der TU Braunschweig gelehrt hatte, ging 1974 an die FU Berlin.

meist keinen Grund, eine Gesandtschaft in Inschriften zu erwähnen; denn Leute, die zur Führungsschicht gehörten, waren durch die Stadtgesetze zu solchen Aufgaben verpflichtet. Nur in wenigen Fällen, wenn man etwa die Kosten einer Reise für die Gemeinde übernommen hatte (eine sogenannte *legatio gratuita*), dann konnte eine Reise vielleicht in einem epigraphischen Text erwähnt werden. Vielleicht trug zu diesem Unterschied zwischen dem östlichen und westlichen Teil des Imperium Romanum die griechische Mentalität bei, die das Individuelle stärker hervorgehoben hat als das Organisatorische. Auf diese Weise sind in den östlichen Provinzen zahlreiche Briefe der Kaiser ebenso wie solche von staatlichen Amtsträgern verschiedener Kategorien erhalten geblieben. Im Westen sind sie eine Seltenheit, sie sind fast vollständig verschwunden, und mit ihnen auch die Namen der Gesandten, die im Osten unter vielen kaiserlichen Schreiben vermerkt waren. In Wirklichkeit ist die Intensität, mit der die Provinzen über eine Gesandtschaft mit dem Kaiser in Rom kommunizierten, im Westen mit Sicherheit nicht geringer gewesen als im Osten. Das Phänomen erscheint von der Überlieferung her gesehen ein Phänomen des Ostens zu sein, das im Westen von geringer Bedeutung war.⁵⁷ Damit ist ein eindrückliches Beispiel gegeben, an dem man abmessen kann, wie sehr die jeweilige Überlieferung unser Bild von einzelnen historischen Phänomenen beeinflusst; solche Voraussetzungen werden bei deren Beurteilung allzuleicht übersehen.

1968 – und die Folgen für die Universitäten

- S.R.* Im Zeitraum zwischen Promotion und Habilitation veränderten sich die Universitäten infolge der „Studentenunruhen“ und der 68er Bewegung. Wie hast Du diese Veränderungen als Nachwuchswissenschaftler erlebt – in der Qualifikationsphase zunächst an der eher traditionellen Erlanger Universität, später dann in Köln und in Saarbrücken, wohin Du gleich nach der Habilitation im Jahr 1975 berufen wurdest? Wie sah die Fakultät in Köln aus, als Du 1979 dorthin zurückgekehrt bist?
- W.E.* Vielleicht muss ich vorausschicken, dass ich eher zu denen gehöre, die man als halbwegs konservativ bezeichnet. Ob das immer die Persönlichkeit und die Ausrichtung exakt beschreibt, das soll dahingestellt sein. Jedenfalls zähle ich sicher nicht zu denen, die damals meinten, sie müssten einen Bart tragen und auf die Straße gehen und gegen alles

⁵⁷ W. Eck, *Diplomacy as Part of the Administrative Process in the Roman Empire*, in: *Diplomats and Diplomacy in the Roman World*, hg. C. Eilers, Leiden 2009, 193–207.

Mögliche demonstrieren. Ich erinnere mich an die Diskussionen um die Notstandsgesetze Ende der 1960er Jahre. Ich nahm tatsächlich in Erlangen an einer Demonstration teil, die gegen die Notstandsgesetze argumentierte oder eher agitierte; vielleicht sollte ich eher sagen, ich war dabei anwesend und habe mir die Argumente angehört. Dass ich stumm anwesend war und nicht in den Empörungsschor einstimmte, hat einige Assistentenkollegen in Erlangen veranlasst zu formulieren, Leuten wie mir werde man es schon zeigen, wenn sie die Macht einst in Händen hätten. Bald darauf war ich dann in Köln, wo es relativ ruhig blieb. Damals gab es zwar Leute, die sich auf Straßen setzten; sich anzukleben, auf die Idee ist man in dieser Zeit allerdings noch nicht gekommen. Studenten vor allem blockierten den Straßenbahnverkehr, wobei es, soweit ich mich erinnere, wirklich um studentische Interessen ging, vor allem um die Preise, die man für die Straßenbahn zu zahlen hatte. Doch von der ganzen Bewegung bekam die Gruppe um Vittinghoff direkt nur relativ wenig mit. Das hing auch damit zusammen, dass Vittinghoffs Forschungsstelle im Weyertal lag, einige Minuten vom Hauptgebäude entfernt; es war sozusagen eine kleine Oase, man könnte auch sagen, fast eine Art Einsiedelei.

Keiner von uns war allerdings ein unpolitischer ‚Hieronymus im Gehäus‘. Das wäre in der damaligen Kölner universitären Umwelt schon deshalb nicht möglich gewesen, weil einige Mitglieder der Fakultät sich politisch so bemerkbar machten, dass sie über die Universität hinaus Aufsehen in der Öffentlichkeit erregten. Der Byzantinist Berthold Rubin (1911–1990) war dabei sicher das auffälligste Mitglied der Fakultät, der wegen seiner extrem nationalistischen Aktivitäten und einer von ihm selbst inszenierten Entführung schließlich sogar von der Universität suspendiert wurde. Die Folgen, die dies für die Akzeptanz seines Faches in der Fakultät haben könnte, hat er offensichtlich nicht bedacht. Gäste, die bei ihm zu Besuch waren, berichteten, er habe ihnen voller Stolz einen auffälligen Füllfederhalter gezeigt, den angeblich einer der Adjutanten Hitlers benutzt hatte. Das sagt etwas über seine Person.

Auf der anderen Seite machte der Archäologe Hans-Volkmar Herrmann (1922–1998) die wissenschaftliche Zusammenarbeit nicht leicht; denn er meinte, jeder müsse sich aktiv gegen alle engagieren, die mit der Obristenherrschaft in Griechenland verbunden waren: So sollte, wozu wir aufgefordert wurden, ein Vortrag eines griechischen Kollegen boykottiert werden. Der Kollege war Ioannis Triantaphyllopoulos (1921–2004), der über ein historisches Rechtsproblem sprechen sollte. Er war zwar für kurze Zeit unter den Obristen Justizminister gewesen, ist aber nach nur kurzer Zeit zurückgetreten, weil die ihm gegebene Zusage, alle

entlassenen demokratischen Richter wieder einzustellen, nicht eingehalten wurde. Gegen ihn sollte man agitieren – das war keine überzeugende intellektuelle Aufforderung in einer Universität.

Die Universität habe ich in ihrer alten Form noch erlebt. Ich weiß auch nicht, ob sie grundsätzlich so schlimm und einseitig war, wie man sie häufig darstellt. Immerhin habe ich bei meinem Habilitationsvortrag im Februar 1975 etwas erlebt, was man nicht so leicht mit einer damaligen Fakultät verbindet. Ich war vorher krank gewesen und durfte beim Vortrag sitzen, musste nicht stehen – ein außerordentliches Privileg. Ich betrachtete den Kreis der Mitglieder der Fakultät, die mir zumeist unbekannt waren, und sah, wie gar nicht anders zu erwarten, in der Versammlung fast nur Männer; so fielen die vier Frauen in der Fakultät leicht auf. Dass in Fakultätssitzungen oder einem Habilitationskolloquium noch geraucht werden durfte, störte niemanden. Aber – und das war bemerkenswert – auch eine der vier weiblichen Ordinarien rauchte, aber nicht Zigaretten, sondern eine auffallende, 20 cm lange elegante Pfeife – und niemand störte sich daran! Ich erlebte nach meiner Rückkehr nach Köln diese Kollegin erneut, Natascha Würzbach (geb. 1933), eine Anglistin, die in der Fakultät, wie ich später feststellen konnte, hohes Ansehen genoss. Es war also vieles möglich in der aus der Rückschau manchmal so diskreditierten Ordinarienuniversität, obwohl ich nicht nur deren Stärken miterlebte, sondern auch deren Schwächen, als ich selbst der Fakultät in Köln angehörte, gerade als die alte Form in den späten 1980er Jahren in Köln endete.

Nach der Habilitation war ich rechtlich nur für zwei oder drei Monate Privatdozent in Köln, da ich bereits im Sommer 1975 an der Universität des Saarlandes zum wissenschaftlichen Rat und Professor ernannt wurde. Im vorangegangenen Wintersemester 1974/75 hatte ich diese Stelle bereits vertreten, noch während des Habilitationsverfahrens in Köln. Erfahrungen als Privatdozent, die für manche meiner Generation nicht immer erfreulich waren, blieben mir so erspart. Die Universität des Saarlandes habe ich kennen und schätzen gelernt; aber ich bin in Saarbrücken nie sesshaft geworden. Meine Frau und ich hatten zwar unmittelbar nach dem Ruf 1975 die Absicht umziehen, aber da ich schon im März 1976, zwei Semester nach dem Beginn in Saarbrücken, einen Ruf auf eine ordentliche Professur an der Gesamthochschule/Universität Essen hatte, zerschlug sich das und wurde auch nicht mehr aufgenommen, obwohl ich schließlich nach einer dreimonatigen Vertretung der Professur in Essen den Ruf ablehnte und in Saarbrücken blieb. Die dortige Fakultät schuf eigens ein Ordinariat ad personam. Peter Robert Franke (1926–2018), mein dortiger Kollege, hatte daran großen Anteil. Die Familie aber blieb weiter in Bergisch-Gladbach, wo meine Frau als

Lehrerin, später als Rektorin tätig war. Ich fuhr jede Woche nach dem Südwesten, meist durch die Eifel, wo der Zug oft so langsam vorankam, dass man meinte, man könne auch zu Fuß gehen. Ich blieb für zwei oder drei Tage, manchmal für die ganze Woche in Saarbrücken, je nachdem, was dort neben der Lehre an Aufgaben anfiel. Damals habe ich erstmals Fakultätssitzungen als Mitglied intensiv erlebt und auf diese Weise langsam verstanden, wie eine solche Community lebte und agierte. Ich gewann in der Fakultät selbst für meine eigenen Forschungen Erfahrungen, vor allem über das System der *consulares* im römischen Senat. In der Fakultät waren deren Äquivalent die Altdekane, sie prägten entscheidend das Leben und die Entscheidungen der Fakultät, jedenfalls der alten Fakultät, weil sie über ein besonderes Prestige verfügten, aber vor allem über Erfahrung. Ich erinnere mich noch an eine Sitzung in Saarbrücken, als ich neben dem Sprachwissenschaftler Klaus Strunk (1930–2018), einer imponierenden Gestalt, saß. Bei einem Tagesordnungspunkt flüsterte er mir zu, ich solle achtgeben. Jetzt würden bestimmte Äußerungen und Anträge kommen, und dann lasse er die „Bombe“ platzen. Er wusste, wie die Fakultät funktionierte. Von ihm lernte ich viel über das innere Leben der Fakultät, was mir später durchaus hilfreich war.

Zum 1. Januar 1979 wurden in Saarbrücken die Ordinariate abgeschafft, alle bisherigen Ordinarien (H4) und Wissenschaftlichen Räte (H3) wurden nun einheitlich zu Professoren umbenannt. Als ich wenig später, im April 1979, nach Köln wechselte, gab es dort noch die alte Fakultät. So wurde ich erneut zum ordentlichen Professor (mit Besoldung H4) ernannt und gleichzeitig zum Direktor am Institut für Altertumskunde. Köln hatte, wie auch die Universität Bonn, die Änderungen, die das Hochschulgesetz Nordrhein-Westfalens verlangte, nicht umgesetzt. Der Konvent, der die neue Verfassung ausarbeiten sollte, war aus je einem Drittel Professoren, Assistenten und Studenten zusammengesetzt – mit dem Recht der Professoren auf ein Veto. Man hat sich, soweit ich mich erinnere, zwar getroffen, um aber nur festzustellen, dass die Positionen zu unterschiedlich waren. So hat man keine weitere Zeit verschwendet.

So kehrte ich in die alte Fakultät zurück, in der durchaus heftig diskutiert, auch gestritten wurde. Der einzige Unterschied war, dass ab 1980 die Besoldungsordnung per Landesgesetz unmittelbar wirksam wurde. Die Ordinarien und die wissenschaftlichen Räte mutierten, wie ich das schon vorher in Saarbrücken erlebt hatte, einheitlich zu Professoren, besoldungsmäßig nach C4 und C3 unterteilt. Ansonsten änderte sich zunächst nichts, und ich konnte die alte Universität und Fakultät in Köln noch mit Intensität erleben, besonders als ich von 1985 bis 1989 das

Amt des Dekans innehatte. Dass ich der letzte Dekan dieser bisherigen Fakultät sein würde, das konnte ich nicht ahnen, als ich im Oktober 1985 das Amt antrat. Die Wahl bezog sich wie traditionell stets auf ein Jahr. Ein wenig anders war die Fakultät seit meiner Habilitation 1974/75 schon geworden. Denn es gehörten nun auch andere Gruppen dazu, nicht nur diejenigen, die als C3-Professoren nicht weniger leisteten als die bisherigen Ordinarien, sondern auch mehrere Vertreter des Mittelbaus und der Studenten. Das Gesamtbild aber blieb das alte. Was mir deutlich in Erinnerung geblieben ist: Die Fakultätsversammlung war das Herz der Fakultät, an deren Zusammenkünften bis zur neuen Grundordnung der Universität von 1989 der überwiegende Teil der Mitglieder teilnahm. Die ordentlichen Professoren – insgesamt etwa 66 – waren im Normalfall mindestens zu 80% präsent, d.h. fast alle kannten sich, man redete miteinander, eine Selbstverständlichkeit, die mit der seit 1989 gewählten neuen Fakultät weniger wurde. Denn außer bei Habilitationen durften danach bei den meisten Angelegenheiten nur noch die gewählten Mitglieder abstimmen; die Mehrheit konnte zwar anwesend sein, aber sie hatte keine Entscheidungsbefugnis mehr. Warum also sollte man dann noch Zeit investieren – so dachten und handelten nicht wenige. Das selbstverständliche Wissen um die Zusammengehörigkeit auch der Fächer wurde davon betroffen.

Vor der Angleichung der Grundordnung der Universität in Köln an die übergeordneten Universitätsgesetze war das nicht so gewesen. Dazu hatte auch beigetragen, dass Köln nie Fachbereiche eingerichtet hat, im Gegensatz zu den meisten Universitäten. Als ich 1985 zu Berufungsverhandlungen in Freiburg war, erlebte ich das; Fächer, die sachlich eng verwandt waren, gehörten dort verschiedenen Fachbereichen an. In Köln gab und gibt es bis heute die Gesamtfakultät, d.h. man hatte notwendigerweise stets auch die anderen Disziplinen mit im Auge, man lernte, zumindest bis zum Jahr 1989, deren Vertreter persönlich kennen. Das führte nicht unbedingt immer zu harmonischen Entscheidungen. In meinem ersten Semester als Dekan, WS 1985/6, sollte die Fakultät über den Antrag entscheiden, dem spanischen König, der während des Aufstandes einiger Militärs wesentlich zur Rettung der demokratischen Ordnung in seinem Land beigetragen hatte, einen Dr. h.c. zu verleihen. Dabei darf man das Bild, das wir heute von Juan Carlos haben, nicht in die damalige Zeit zurückprojizieren. Die Ehrung wäre durchaus angemessen gewesen. Aber dieser Antrag, den ich unterstützte, wurde in der Fakultät abgelehnt. Es wäre eine Zweidrittelmehrheit nötig gewesen; dazu fehlten am Ende fünf Stimmen. Ich hatte damals auch noch wenig Erfahrung, sonst wäre ich in Zusammenarbeit mit den Altdekanen taktisch anders vorgegangen. Warum aber wurde der Antrag abgelehnt?

Weil einige Kollegen, die man nach heutiger Terminologie politisch sehr links, und andere, die man als deutlich rechts einordnete, den Antrag ablehnten, freilich aus sehr unterschiedlichen Gründen. Im Rückblick erscheint das vergleichbar zu unserer gegenwärtigen Konstellation, wenn AfD und die „Linke“, wenn auch aus sehr unterschiedlichen Motiven, sich gemeinsam gegen sachliche Notwendigkeiten wenden. Aber: Trotz solcher Auseinandersetzungen, die es gelegentlich gab, hatte man doch meist den Eindruck, die Vertreter der einzelnen Disziplinen würden klar aussprechen und dafür eintreten, was sie als notwendig ansahen, ohne dabei grundsätzlich das Ganze aus den Augen zu verlieren. Diskussionen in der Fakultät konnten sich früher auch bis nachts um zehn Uhr hinziehen. Das setzte schon eine gewisse Lebendigkeit und vor allem Verantwortung für das Ganze voraus. Es gab gewisse Vorstellungen für das, was möglich oder nicht möglich sei, oder für das, was nötig sei. Unterschiede sind dann doch in einer gewissen Weise zwischen den einzelnen Charakteren ausgeglichen worden. Mit der neu strukturierten Fakultät veränderte sich manches. Aber das wäre ein sehr weites Feld.

S.R. Die Vorteile des Fakultätskollegiums, d.h. der Versammlung der gesamten Fakultät, die es in der Schweiz noch gibt, sind auch für mich offenkundig. Wenn die Fakultät nicht mehr als Ganzes funktioniert, dann nimmt die korporative Verfasstheit der Universität Schaden und ebenso das Prinzip der Subsidiarität.

W.E. Dazu muss ich noch sagen, dass der Senat ein Abbild der Fakultäten war. Den Senat habe ich noch für einige Jahre nach der Umsetzung der Hochschulreform auch in Köln (seit April 1989) erlebt, als er fast in der alten Form weiter seinen Aufgaben nachkam. Es waren notwendigerweise noch weitgehend die Personen entscheidend, die in den alten Verfahrensweisen der Universität sozialisiert worden waren. Heute kann der Senat, wenn ich das richtig sehe, vor allem wegen der Übermacht des Rektorats, nicht mehr so einfach der Integration und dem Ausgleich dienen. Natürlich ging es im Senat früher nicht immer einmütig zu, gerade gegenüber den Interessen der Philosophischen Fakultät. Es gab eine gewisse Prestigehierarchie zwischen den Fakultäten. Solange noch pelzbesetzte Talare getragen worden waren, wurde das auch äußerlich sichtbar. Für die Philosophische Fakultät gab es den Ausdruck ‚Karnickelfakultät‘ – mit Hermelin oder anderem wertvollem Fell, das für andere Fakultäten selbstverständlich war, konnten deren Vertreter natürlich nicht konkurrieren. Solche Sichtweisen verschwanden nicht automatisch, als die Talare nicht mehr getragen wurden. Aber dennoch gab es das Mitdenken und Mithandeln in vielfacher Form. Ein Beispiel

blieb mir besonders in Erinnerung: 1988 wollte die Nordrheinwestfälische Landesregierung, unter der Ministerin für Wissenschaft und Forschung Anke Brunn, massiv in die alten Universitäten eingreifen, um sich für neu gegründete Universitäten die nötigen Personalstellen zu beschaffen, da der Finanzminister nicht genügend neue Planstellen bereitstellte. Indem man innerhalb des Haushaltsplans Stellen von einer zur anderen Universität verschob, wollte das Ministerium dem selbstverursachten Mangel abhelfen. Aus Köln sollten mindestens 30 Professorenstellen herausgenommen werden, was vor allem unsere Fakultät betroffen hätte. Wir sollten z.B. aus der Anglistik eine Professur abgeben, obwohl in diesem Fach das Verhältnis von Professuren zu Studierenden 1:200 war; diese Stelle sollte an eine andere Universität gehen, bei der das Verhältnis in diesem Fach 1:20 lautete! Damals hat der gesamte Senat zusammen mit dem Rektor und 10.000 Studenten vor dem Hauptgebäude gegen die Landesregierung protestiert. Gemeinsam ging man gegen diese sehr simple und im Grunde dreiste Politik vor.

Die Landesregierung hat übrigens noch in den 1970er Jahren nicht so viel Einfluss auf die Universität genommen. Aber dann wurden im Zuge der Digitalisierung immer mehr Informationen gesammelt, miteinander vernetzt und daraus Handlungsmuster abgeleitet. So gab es denn von Seiten des Wissenschaftsministeriums den Auftrag, das Personal der Universität komplett zu erfassen – und zwar mit den jeweiligen Stellenmarkierungen, also C4, C3 usw. Da stellte sich heraus, dass in unserer Fakultät mindestens 15, wenn nicht 20 Stellen der Kategorie C3 nicht ordnungsgemäß besetzt seien – an die genaue Zahl erinnere mich nicht mehr. Woran lag das? Die Hoheit über die Personalstellen hatte der Kanzler. Er wusste natürlich, dass eine C3-Stelle gut und schön sei, aber bestimmte Institute bräuchten eigentlich eher eine Sekretärin und noch einen Assistenten. Diese wurden dann aus einer C3-Stelle bezahlt, usw. Im Sinn der Funktionalität der Einrichtungen war das durchaus richtig gedacht. Doch die digitale Personalerfassung, die im Ministerium abgefragt werden konnte, machte diese Situation offensichtlich, und es gab die Anordnung, innerhalb von zwei Jahren alle diese C3-Stellen ordentlich zu besetzen. In einer konzertierten, wenn auch nicht einfachen Tauschaktion zwischen einzelnen Fakultäten wurde dieses Problem am Ende gelöst. Aber ich habe noch heute den Eindruck, dass das vorherige Verfahren mit seiner Flexibilität eher im Interesse der Fakultäten war, mit einer relativ großen Reaktionsfähigkeit gegenüber Personalproblemen. Natürlich kann man sagen, diese Flexibilität habe eine „Willkür“ des Kanzlers ermöglicht, abhängig davon, mit wem er die besseren Verbindungen hatte. Solche Argumente werden allzu leicht gefunden. Doch

scheint sich aus dieser Flexibilität, soweit ich es beobachten konnte, in den 1970er und 1980er Jahren weitgehend Sinnvolles ergeben zu haben.

S.R. Eine flexible Stellenbewirtschaftung ist seitens der Universitätsleitung notwendig, um bestimmte Bedürfnisse, die vernünftig und rational begründbar sind, zu befriedigen.

W.E. Nun muss man dazu sagen, dass eine nicht geringe Zahl von C3-Stellen damals in unserer Fakultät entstanden waren, weil durch die Hochschulgesetze von 1970 und 1980 bestimmte Mitglieder der Universität, die eine entsprechende Stelle hatten und habilitiert waren, zum größeren Teil automatisch nach H3, später nach C3 überführt wurden, obwohl die Fakultät nie diskutiert hatte, ob eine weitere C3 Professur in einem Fach nötig und damit sachlich richtig sei. Ich erinnere mich an ein Fach, das früher nur mit einem Ordinariat ausgestattet war, was für die Zahl der dort studierenden Hauptfachstudenten durchaus ausreichte. Doch daneben entstanden durch die so generell ausgestalteten Vorschriften der Hochschulgesetze zusätzlich drei H/C3-Stellen. Das machte sachlich natürlich keinen Sinn. Glücklicherweise wurde relativ frühzeitig, wenn eine dieser Stellen frei wurde, diese nicht weiter besetzt. Im konkreten Fall hat die Umwidmung der nicht geplanten C3-Professuren die einzige C4-Professur des Faches gerettet. Denn der Gedanke, eine C3-Professur könne ein Fach genauso repräsentieren wie eine C4-Stelle, lag vor allem für Universitätsleitungen stets nahe. Zum ersten Mal konnte ich diese Haltung 1976 in Stuttgart bei der Ausschreibung einer H4-Professur beobachten. Nur durch den Verzicht auf eine H3-Stelle, die vorhanden war, konnte das neugeschaffene Ordinariat für Alte Geschichte gerettet und besetzt werden.

Im Dialog mit der Zukunft – in Deutschland und der Welt

S.R. Du hast für Deine wissenschaftliche Entwicklung eindrücklich die Bedeutung des Kreises um Friedrich Vittinghoff hervorgehoben, zu dem auch Hartmut Galsterer und Harmut Wolff gehörten. Hattet Ihr damals den Anspruch, in methodischer oder inhaltlicher Hinsicht etwas Neues vorzulegen und die Sozialgeschichtsschreibung der Alten Geschichte in Deutschland voranzubringen? Fühltet Ihr Euch, pointiert formuliert, als Avantgarde, die im Vergleich etwa zur Bengtson-Schule zu neuen Ufern aufbrach, da man dort konventionellen politikgeschichtlichen Fragestellungen verhaftet blieb?

W.E. Ich persönlich habe sicher nicht den Eindruck gehabt, ich sei mit dabei gewesen, als eine grundlegend neue Basis gelegt wurde. Natürlich nahm jeder von uns für seine einzelnen Beiträge an, sie ließen etwas Neues erkennen. Aber dass sich dadurch eine Art Gruppenidentität im Sinn einer Avantgarde herausbildete, daran kann ich mich nicht erinnern, selbst wenn vielleicht aus der Rückschau dieser Eindruck entstehen könnte. Natürlich beobachteten wir, dass manche in unserer Disziplin von „Schulen“ sprachen; doch machte sich das – jedenfalls damals – vor allem an Personen fest, nicht an theoretischen Konzepten, wie historische Phänomene erfasst und beschrieben werden sollten. Das merkte man etwa bei Gesprächen während der jährlichen Treffen der Kommission für Alte Geschichte und Epigraphik in München, bei denen das Kölner Trio ein wenig als „diese Kritiker“ verschrien waren, die dann eben auch mal deutlich Stellung bezogen und sagten: „Aber so geht es nicht“. Das war aber von unserer Seite – so denke ich – nicht mit dem Gedanken verbunden, etwas grundstürzend Neues zu schaffen. Später habe ich freilich deutlicher bemerkt, dass manche Erörterungen doch irgendwie eine Wirkung hatten, dass sich Sichtweisen auch bei anderen veränderten. Aber mir hat einfach die Arbeit Freude gemacht, zumal wenn ich etwas Neues zu sehen glaubte. Verstärkt wurde die Freude, wenn man sah, dass andere solche Ergebnisse schätzten.

S.R. Ronald Syme ist schon durch Deine Dissertation auf Dich aufmerksam geworden. Und gut zehn Jahre später hat Dich Glen W. Bowersock an das Institute for Advanced Study in Princeton eingeladen. Positives Feedback für Deine Arbeit gab es auch im internationalen Feld.

W.E. Das ist schon richtig. Unmittelbar bevor ich 1983 nach Princeton ging, nahm ich im selben Jahr an der Veranstaltung zum 80. Geburtstag von Sir Ronald Syme in Oxford teil; dort war ich als einziger Deutscher von Fergus Millar (1935–2019) eingeladen worden, war der jüngste Teilnehmer, neben Zvi Yavetz (1925–2013), Emilio Gabba (1927–2013), Claude Nicolet (1930–2010), Glen Bowersock und Jasper Griffin (1937–2019); alle waren international führend. Dass ich in diesem Kreis hochangesehener Kollegen an dem Kolloquium teilnehmen konnte, durfte ich als eine besondere Auszeichnung ansehen, woraus sich auch eine zusätzliche Sicherheit hinsichtlich meiner eigenen Arbeit ergab, noch mehr, als ich nach der Publikation der Vorträge feststellte,⁵⁸ dass die starke Einbindung epigraphisch-prosopographischer Quellen in Verbindung mit den Monumenten, die einen konkreten Blick auf die stadtrömische

⁵⁸ Caesar Augustus. Seven Aspects, hg. F. Millar - E. Segal, Oxford 1984.

Gesellschaft der augusteischen Zeit ermöglichen, von anderen aufgegriffen und weiterentwickelt wurde, etwa von Géza Alföldy. Aber es ist wohl keine Selbsttäuschung: Ich zog für mich nicht den Schluss, ich sei irgendwie führend und müsse entsprechend auftreten. Da war ich wohl von meinem Elternhaus her deutlich geprägt, einigermaßen zurückhaltend aufzutreten: Vieles, was man bekomme oder was man sei, sei ein Geschenk, worüber man froh und dankbar sein solle. Dass manches, was ich publizieren konnte, auch, wie schon erwähnt, Wirkungen erzeugte, das habe ich in einem gewissen Umfang bemerkt. Das hat auch eine Zufriedenheit ausgelöst. Dass ich später von Akademien in mehreren Ländern, etwa der Accademia dei Lincei in Rom, der Académie des Inscriptions et Belles Lettres in Paris oder der British Academy in London als auswärtiges Mitglied kooptiert oder von der Society for the Promotion of Roman Studies zum Honorary Member ernannt wurde, zeigte mir schon, dass die Art meiner Arbeiten für andere etwas bedeutete und auf diese Weise anerkannt wurde. Auch die Einladungen zu den Kongressen der FIEC nach Dublin (1984), Pavia (1989) oder Ouro Preto in Brasilien (2004) könnte ich anführen, ebenso längere Aufenthalte in Pretoria, Kyoto, Canberra, Sidney und Brisbane in Australien sowie in Wellington und Auckland in Neuseeland. Eine besonders fordernde und inspirierende Einladung war diejenige ans Collège de France im Jahr 2006, wofür ich John Scheid noch immer dankbar bin.⁵⁹ Ebenso denke ich gerne an einige Wochen zurück, die ich im Frühjahr 1990 am Wolfson College in Oxford verbringen konnte; Ronald Syme hatte sie kurz vor seinem Tod angeregt. Damals hat auch meine persönliche Bekanntschaft mit Dir begonnen.

S.R. Hier zeigt sich also ganz deutlich die internationale Anerkennung Deiner Arbeit – für die Verbindung von prosopographischer Detailforschung mit übergeordneten sozialgeschichtlichen Fragestellungen. Das gilt auch für Géza Alföldy, mit dem Du in einem lebenslangen Dialog gestanden bist. War Euch, war Dir bewusst, dass die Art und Weise, wie Ihr Alte Geschichte betreibt, zu einem Erkenntniszuwachs führte?

W.E. Dass die Art unseres Arbeitens zu neuen Erkenntnissen geführt hat, ist Géza deutlich bewusst gewesen; er wurde nicht ohne Grund mit dem Leibnizpreis geehrt; und auch mir ist bei bestimmten Gelegenheiten im Laufe der Zeit das Neue an unserer Arbeit deutlich geworden, aber es ist prozesshaft gegangen, d.h. es war nicht ein einzelnes einschneidendes

⁵⁹ Das kleine Buch: *La Romanisation de la Germanie*, Paris 2007, ging daraus hervor.

Ereignis, es ergab sich langsam. Dass ich das für mich selbst wahrnahm, dazu hat – für mich vielleicht zum ersten Mal bemerkbar – auch Christian Meier, der vor Kurzem seinen 95. Geburtstag in glänzender geistiger Frische feiern konnte, in gewisser Weise beigetragen. Ich erinnere mich an Bemerkungen von seiner Seite über Bücher, die Hermann Bengtson (1909–1989) in den 70er Jahren publizierte, über die zu geringe Problemorientierung. Er hat wohl angeregt, mich zu fragen, ob ich für den *Gnomon* eine Besprechung von Bengtsons Buch „Die Flavier“ schreiben würde.⁶⁰ Er muss mir also das Gegenteil, nämlich stärker problemorientiertes Arbeiten in seinem Sinn, für die Kaiserzeit zugetraut haben. Bei der Lektüre des Buches sah ich schnell, dass Probleme, deren Lösung auf Grund von archäologischem und epigraphischem Material möglich gewesen wäre, nicht einmal erkannt worden waren. Eine Vertiefung der Erkenntnisse, die die Politik Vespasians für die Entwicklung der Reichselite hatte, fehlte völlig. Ich gewann den Eindruck, eine ältere schriftliche Ausarbeitung für eine Vorlesung sei – ohne große Überarbeitung – publiziert worden. Es war für mich aber vor allem fast nicht glaublich, dass in einem Buch, das beim Verlag C.H. Beck publiziert worden war, massenhaft sachliche Fehler standen, nicht nur bei der Verwendung von Inschriften und Münzen, sondern auch bei hundertfach diskutierten literarischen Texten. Die Dichte der unmittelbar erkennbaren Fehler machte das Buch unbrauchbar, obwohl noch heute *expressis verbis* das Gegenteil behauptet wird.⁶¹ Als die Rezension von der Redaktion des *Gnomon* zum Druck an den Verlag gegeben wurde, fragte man mich von Seiten des Verlags, ob man sie verwenden könne, um ein weiteres Buch Bengtsons über Augustus, das als Manuskript bereits vorlag, ablehnen zu können.⁶² Dem stimmte ich nicht zu, zuerst müsse die Rezension erschienen sein.⁶³ So erblickte ein neues, unnötiges Buch über Augustus das Licht der Welt.

Persönlich kannte ich Bengtson nicht; ihn habe ich nur Ende der 1970er Jahre einmal aus relativ weiter Distanz im Verlag C.H. Beck gesehen, als er mit der damaligen Lektorin Ursula Pietsch konferierte. Ich muss umgekehrt sagen, dass ich während der Semesterferien im Herbst 1961, als ich mich für das oben erwähnte Seminar Berves über den

⁶⁰ H. Bengtson, *Die Flavier. Vespasian. Titus. Domitian. Geschichte eines römischen Kaiserhauses*. München 1979.

⁶¹ W. Eck, Rezension zu: H. Bengtson, *Die Flavier*, München 1979, in: *Gnomon* 53, 1981, 343–347.

⁶² H. Bengtson, *Kaiser Augustus. Sein Leben und seine Zeit*, München 1981.

⁶³ Zu Bengtsons Zusammenarbeit mit dem Verlag C.H. Beck vgl. St. Rebenich, *C.H. Beck 1763–2013. Der kulturwissenschaftliche Verlag und seine Geschichte*, München 2013, 485–514.

Hellenismus vorbereitete, die griechische Geschichte Bengtsons im Handbuch durcharbeitete und mir dadurch eine feste Faktenbasis schaffen konnte, wichtig auch für meine eigene Zukunft.⁶⁴ Als ich bald darauf die Rezension von Heuß zur Strategie las,⁶⁵ konnte ich sehen, dass man es auch anders machen könne, dass nicht allein die Überlieferung direkt bestimmen dürfe, was wir wissen, dass vielmehr gezielt Fragen an sie gestellt werden müssen, um so vielleicht zu neuen Erkenntnissen zu kommen.

Das Wirken in Köln

S.R. Du bist 1979 als Nachfolger Deines Lehrers Vittinghoff an die Universität zu Köln berufen worden. Hier hast Du viele Jahrzehnte erfolgreich geforscht und als akademischer Lehrer gewirkt. Was verbindest Du, was verbindet Dich mit Köln?

W.E. Ich kam 1979 zurück nach Köln, aber mit der Berufung nach Saarbrücken im Jahr 1975 war es zu keinem Abbruch der Beziehungen zu Köln gekommen. Deutlichstes Zeichen dafür ist vielleicht, dass ich noch heute das Philosophicum, in dem die Alte Geschichte zu Hause ist, am Sonntag mit dem Schlüssel betreten kann, den ich als Assistent 1974, als der Bau bezogen wurde, erhalten hatte. Seit 1969 gehörte ich in einer gewissen Weise zur Kölner Universität, trotz der vier Jahre in Saarbrücken. Wohnort meiner Familie war das rechtsrheinische Bensberg/Bergisch Gladbach, was sich auch mit dem Ruf nach Saarbrücken, wie schon erwähnt, nicht geändert hatte. Die Kölner Universität und speziell das Institut für Altertumskunde und das Historische Institut sind bis heute der Ort, mit dem ich wissenschaftlich sehr eng verbunden bin, auch nach der Emeritierung im Jahr 2007, nicht zum wenigsten auch wegen des Corpus zu den Inschriften in Israel,⁶⁶ das am Institut seinen Hauptstandort hat, und schließlich durch die Mitherausgeberschaft der ZPE. Köln ist damit seit über 50 Jahren meine Heimat (nur die Kölsche Aussprache fehlt mir noch, auch wenn ich sie inzwischen partiell verstehe!).

⁶⁴ H. Bengtson, Griechische Geschichte von den Anfängen bis in die römische Kaiserzeit, HAW III.4, München 1951 (51977).

⁶⁵ Die ersten beiden Bände von Bengtsons insgesamt dreibändigem Werk über die „Strategie in hellenistischer Zeit“ (1937–52) besprach Alfred Heuß in: *Gnomon* 21, 1949, 304–318 (= ders., *Gesammelte Schriften* 1, Stuttgart 1995, 318–332).

⁶⁶ Vgl. dazu unten S. 119 ff.

Der Faszination einer so alten Stadt wie Köln konnte ich mich — zumal auch der Historiker in mir — nicht entziehen. Die Stadt trägt ihre römische Vergangenheit in ihrem Namen. Relativ frühzeitig bin ich gefragt worden, Beiträge zu Köln in römischer Zeit zu schreiben, in einer von Studenten gegründeten Zeitschrift „Geschichte in Köln“ (= GiK).⁶⁷ Doch eine besonders enge Bindung an die historische Entwicklung Kölns entstand über die Bemühungen, eine Gesamtdarstellung der Geschichte der Stadt vorzulegen. Es begann im Jahr 1986 mit dem damaligen Leiter des Kölner Verlags Greven, Manfred vom Stein (1935–2021). Er wandte sich an mich — vermutlich hatte er meine Beiträge in GiK gelesen — und meinte, es sei doch unerträglich, dass es keine umfassende Geschichte der Stadt Köln gebe. Immerhin sei Köln die älteste, kontinuierlich besiedelte Stadt römischen Ursprungs in Deutschland. (Lassen wir hier beiseite, ob Trier vielleicht ein bisschen älter ist, das können die beiden Städte miteinander ausmachen.) Er fragte: „Wollen wir nicht eine solche Darstellung der Geschichte der Stadt wagen?“ Das Gespräch fand 1986, im ersten Jahr meines Dekanats, statt. Trotz der Herausforderung, die dieses Amt in der größten Fakultät der Universität mit sich brachte, stimmte ich zu; denn gerade von der römischen Zeit her war Köln für mich ein besonderes Thema. Wir vereinbarten einen Termin mit dem damaligen Oberbürgermeister Norbert Burger (1932–2012) über diese Frage. Das Gespräch kam zustande, und wir hofften, irgendeine Form von Unterstützung von Seiten der Stadt erhalten zu können. Immerhin war das Kölner Stadtarchiv eines der größten und der ältesten Stadtarchive in Deutschland und gut organisiert; zudem arbeitete dort fachkundiges Personal. Wir trugen ihm das vor und fragten, was die Stadt vielleicht für ein solches Unternehmen tun könne. Die Antwort war schlicht und einfach: „Nichts“. Damit war dieser Vorstoß gescheitert. Denn ohne eine finanzielle und personelle Basis war eine solche Darstellung nicht zu schaffen.

Anfang 1995 wandte sich Werner Schäfke (geb. 1944), der damalige Direktor des Kölner Stadtmuseums, an mich und fragte mich, ob ich die römische Zeit übernehmen würde, wenn es gelänge, eine Geschichte der Stadt Köln von verschiedenen Autoren schreiben zu lassen — ein Angebot, das ich unmittelbar annahm. Der Hintergrund war, dass Schäfke mit einigen Personen, die in der Stadtgesellschaft verwurzelt waren, nämlich

⁶⁷ Der erste Aufsatz nach meiner Rückkehr nach Köln: Die Anfänge des römischen Köln und seine politisch-administrative Stellung in der Hohen Kaiserzeit, erschien in *Geschichte in Köln* 4, 1979, 4–24; weit später folgten andere Beiträge, sodann: *Agrippina — die ‘Stadtgründerin’ Kölns. Eine Frau in der frühkaiserzeitlichen Politik, Köln* ²1993 (die Bezeichnung Stadtgründerin im Titel wurde vom Verlag gewollt, obwohl im Buch selbst ebendiese Vorstellung bekämpft wird).

Pfarrer Winfried Hamelbeck (1935–2015) und Hanns Schäfer (1924–2013) vom Kölner Haus- und Grundbesitzerverein, ein solches Unternehmen besprochen hatte. Winfried Hamelbeck war seit langem Pfarrer in St. Michael in Köln, Hanns Schäfer stand seit vielen Jahren an der Spitze des Grundbesitzervereins, war somit in der alteingesessenen Kölner Gesellschaft bekannt und vernetzt. Tatsächlich ist aus dieser Initiative 1995 die Historische Gesellschaft Köln für den einzigen Zweck gegründet worden, eine Geschichte der Stadt Köln auf wissenschaftlicher Grundlage, aber für ein allgemeines Publikum zu erarbeiten. Unter der Leitung des ehemaligen Chefs des Historischen Archivs der Stadt Köln, Professor Hugo Stehkämper (1929–2010), der Köln und seine Geschichte wie kein anderer kannte und die schon geleistete wissenschaftliche Arbeit überblickte, wurde eine Gruppe von rund 15 Autoren zusammengestellt, von denen jeder einen Band oder einen Teilband abfassen sollte. Für die rechtliche Leitung und insbesondere die Finanzierung war die Historische Gesellschaft e.V. zuständig. Sie gewann, gerade durch ihre beiden ersten Vorsitzenden, Hamelbeck und Schäfer, bald rund 500 Mitglieder, nicht wenige aus dem Kreis der Haus- und Grundbesitzer.

Es war eine bürgerliche Initiative, die etwas für die Stadt Wichtiges ermöglichen wollte. Seit dem Jahr 1995 sind immerhin elf Bände der Stadtgeschichte erschienen, der nächste wird im Herbst 2024 veröffentlicht;⁶⁸ abgefasst wurden sie von Autoren, die mehrheitlich nicht in Köln lebten. Mit diesen 12 Bänden sind fast zweitausend Jahre dargestellt, seit der Ansiedlung der Ubier, den ersten „Kölnern“, bis 1945. Ob und wann ein abschließender Band über die Zeit nach 1945 erscheinen wird, ist im Augenblick noch offen. Hugo Stehkämper war bis 2007 wissenschaftlicher Herausgeber, bis er aus Altersgründen die Leitung abgab. Er wollte, dass ich die Aufgabe übernehme, was keine leichte Entscheidung war; denn weite Teile der Geschichte Kölns nach der römischen Zeit waren für mich fast Terra incognita. Das hat sich inzwischen ein wenig gewandelt. So ist auch die Stadt selbst in mancher Hinsicht ein Teil meines Lebens geworden. Mein Eindruck ist, dass die Reihe, die im Kölner Greven Verlag publiziert wird, für die Stadt Köln und viele ihrer Bürger etwas Wichtiges darstellt, weil sie nun die Möglichkeit haben, sich über die Entwicklung ihrer Stadt in verschiedenen Epochen genauer zu informieren. Dieses „ihre“ würde ich besonders betonen! Denn die Identifikation mit der Stadt scheint mir bei vielen Kölnern recht intensiv zu sein. Die Bände haben sich auch, insgesamt gesehen, relativ gut verkauft. Natürlich sind es keine Bestseller, dazu sind

⁶⁸ Chr. Nonn, Köln in der Zeit der Weimarer Republik, wird im Herbst 2024 vorliegen.

sie für den normalen Buchkäufer etwas teuer. Ein Band kostet 60,00 Euro, normal in Leinen gebunden. In Leder muss man ein wenig mehr bezahlen. Aber wenn man bedenkt, dass jeder Band mindestens 500 Seiten mit 100 bis 150 Abbildungen umfasst, ist das kein hoher Preis, zumindest wenn man die üblichen Kosten für wissenschaftliche Bücher kennt. Die Historische Gesellschaft hat die Reihe finanziell massiv unterstützt. Es gibt Förderer, die jedes Jahr einen nicht kleinen Beitrag leisten. Seit einigen Jahren beteiligt sich auch die Stadt selbst mit einer namhaften Summe.

Die Reihe ist nach meinem Urteil auch ein großartiges Zeugnis für ein nicht nur kurzzeitiges bürgerliches Engagement in unserer heutigen Zeit. Denn die Mitglieder mussten recht lange warten. 1995 begann das Unternehmen, der erste Band über die römische Zeit, den ich übernommen hatte,⁶⁹ erschien im Jahr 2004, also vor fast 20 Jahren, und der bisher letzte Band, über das Frühe Mittelalter,⁷⁰ im Jahr 2022, dessen Autor allerdings erst spät diese Aufgabe von zwei Vorgängern, die wieder aufgeben hatten, übernahm. Trotz dieser langen Entstehungszeit ist der Großteil der Mitglieder der Historischen Gesellschaft treu geblieben, und es konnten auch immer wieder neue gewonnen werden.

Für die römische Zeit war die Zusammenarbeit mit dem Römisch-Germanischen Museum, damals unter der Leitung von Hansgerd Hellenkemper (geb. 1945), essentiell, sie funktionierte problemlos. Für mich persönlich ist die „Geschichte der Stadt Köln“ wichtig geworden, weil durch sie eine enge Verbindung mit dem heutigen Köln hergestellt wurde. Ein nicht ganz kleiner Teil meiner Person steckt in dieser Reihe.

S.R. Wann hast Du dieses Buch geschrieben, etwa als Du 1995/96 Fellow am Historischen Kolleg in München warst?

W.E. Als ich 1995/96 nach München ans Historische Kolleg ging, hatte ich eben den Band für Köln übernommen, aber das konkrete Schreiben begann erst Anfang 2001. In München arbeitete ich an sehr anderen Themen. Geplant war eine Darstellung der Administration des Reiches in den ersten drei Jahrhunderten. Aber als mein dortiger Aufenthalt im September 1995 begann, war ich in Zusammenarbeit mit zwei spanischen Kollegen mit der Publikation der verschiedenen Kopien der exzeptionellen Inschrift befasst, die uns das Senatus consultum de Cn. Pisone

⁶⁹ W. Eck, Köln in römischer Zeit. Geschichte einer Stadt im Rahmen des Imperium Romanum, Köln 2004.

⁷⁰ Karl Ubl, Köln im Frühmittelalter. Mitte 5. Jh.–1074/75. Von der fränkischen Epoche zur erzbischöflichen Herrschaft, Köln 2022.

patre überliefert hat. Den nicht einfachen Text kannte ich seit Mitte 1991, als mir der damalige Direktor des Archäologischen Museums in Sevilla, Fernando Fernández (geb. 1940), eine Abschrift nach Köln brachte. Er stimmte meinem Vorschlag zu, unseren gemeinsamen Freund Antonio Caballos Rufino (geb. 1955) zu fragen, ob er unser Miteditor sein wolle; wir waren froh, als er zustimmte. Ich betone das deswegen, weil er von einigen wenigen Personen in Spanien beschuldigt wurde, er habe „patrimonio cultural“ einem Ausländer überlassen! Dass dies nicht der Fall war, vielmehr sogar das Gegenteil zutraf, haben diese wenigen Leute nicht zur Kenntnis genommen. Das Manuskript zu dieser außergewöhnlich langen und komplexen Inschrift war im Herbst 1995 halb fertig; es bis in den Herbst 1996 nach Abschluss des Kollegjahres liegen zu lassen, wäre sehr schwer gewesen. Gewiss, ein halbes Jahrzehnt für die Publikation dieses Textes war sicher nicht lang. Aber viele warteten darauf, diese Inschrift selbst benutzen zu können; es gab sogar einen Versuch, längere Teile daraus vor der Publikation zu verwenden, hinter meinem Rücken. Auch die spanischen Kollegen konnte ich nicht enttäuschen. Bis März 1996 war das Manuskript der deutschen Fassung in der Ruhe des Kollegs und mit den herausragenden Bibliotheken des Leopold-Wenger-Instituts und der Kommission für Alte Geschichte abgeschlossen.⁷¹

Die Darstellung zur Verwaltung des Imperiums wurde dadurch allerdings vorerst auf „Eis gelegt.“ Doch gelang es mir, den zweiten Band meiner gesammelten Beiträge zur Administration abzuschließen, den ich dankbar dem Historischen Kolleg widmen konnte.⁷² Die Geschichte der Stadt Köln in römischer Zeit wurde sodann – parallel mit den Arbeiten am CIIP (dazu später) – von 2001 bis Anfang 2004 geschrieben, also in etwas mehr als drei Jahren. Die Historische Gesellschaft honoriert die Autoren recht gut. Aus einem Teil des Honorars, den ich mir vorweg auszahlen ließ, konnte ich mich für zwei Semester in der Lehre freistellen lassen, wobei mich Michael Alexander Speidel (geb. 1963) vertrat. Das war, so denke ich noch heute, eine mehr als vernünftige Investition!

⁷¹ W. Eck - Antonio Caballos - Fernando Fernández, *Das senatus consultum de Cn. Pisone patre*, *Vestigia*, Bd. 48, München 1996; vgl. *El senadoconsulto de Gneo Pisón padre*, Sevilla 1996. Diese spanische Fassung erschien einige Monate früher; sie enthält die letzten entscheidenden Teile über die politische Bedeutung und die historische Wertung der Inschrift noch in einer früheren Fassung.

⁷² W. Eck, *Die Verwaltung des römischen Reiches in der Hohen Kaiserzeit. Ausgewählte und erweiterte Beiträge*, Bd. 2, hg. Regula Frei-Stolba - Michael Alexander Speidel, Basel 1998. Der erste Band war 1995 erschienen.

Die akademische Lehre

S.R. Du hast Generationen von Studierenden ausgebildet. Welche Bedeutung hat für Dich die akademische Lehre? Und wie beurteilst Du die Digitalisierung der Lehre?

W.E. Meine eigenen Beobachtungen liegen fast schon zwei Jahrzehnte zurück, da ich nach meinem 67. Lebensjahr keine regelmäßigen Lehrveranstaltungen mehr abhielt. Die Lehre war für mich nicht immer, aber vor allem in den Jahren bis zu meinem Dekanat eine deutliche Anstrengung, zumal als ich Vorlesungen über Athen und Sparta oder zur Entwicklung des Hellenismus hielt; allerdings war dies auch eine Erfahrung, die für mich selbst ungemein wertvoll war. Vorlesungen, die ich in den ersten zwei Jahrzehnten meiner Lehrtätigkeit stets schriftlich ausarbeitete,⁷³ haben pro Woche regelmäßig mindestens drei Tage Vorbereitung erfordert, vor allem, um die Forschungsdiskussion zu erfassen; das verminderte sich im Laufe der Zeit, da ich mehr und mehr erkannte, dass für diffizile Forschungsdiskussionen eine Vorlesung der falsche Platz ist. Solche gingen leicht über die Köpfe vor allem der Studenten in den ersten Semestern hinweg. Viele universitäre Veranstaltungen waren auch für mich selbst immer wieder produktiv, weil nicht selten die eigene Forschung damit verbunden werden konnte, zumal in den Hauptseminaren oder Arbeitskursen. Die Geschichte des römischen Köln konnte in Vorlesungen und Seminaren entwickelt werden, was, wie ich weiß, auch von anderen Autoren der Reihe so praktiziert wurde.

Veranstaltungen via Internet habe ich selbst in der Universität nicht mehr erlebt; doch höre ich von anderen, dass sie einen erhöhten Aufwand erfordern. Gleichzeitig fehle aber die Unmittelbarkeit der Präsenz. Ich selbst bestand darauf, dass die Teilnahme an einem Hauptseminar auch die regelmäßige persönliche Anwesenheit erfordere; denn diese Veranstaltungsart sollte ja die Diskussion als das wesentliche Element von Wissenschaft vermitteln. Wenn andere sich rühmen, sie hätten nie die Anwesenheit kontrolliert, dann sehe ich darin eher eine Pflichtverletzung gegenüber den Studierenden. Zeitweise durfte per Anordnung von höchster Stelle, wie ich erfuhr, persönliche Anwesenheit nicht mehr kontrolliert werden — diese Anweisung gilt inzwischen in Köln nicht mehr. Institutionen, die solche Vorschriften erlassen, verstehen offensichtlich nicht, dass sie den Sinn universitärer Lehre zum Schaden der

⁷³ Diese Form der Vorbereitung hatte ich in Erlangen bei dem Mediävisten Arno Borst (1925–2007) erlebt, der glänzende, tief beeindruckende Vorlesungen gehalten hat. Bei ihm habe ich, obwohl er bereits Erlangen verlassen hatte, einen Teil des Rigorosums an der Universität in Konstanz abgelegt.

Studierenden pervertieren. In meiner eigenen Zeit bin ich von solchen Eingriffen noch verschont geblieben.

Zur Lage der epigraphischen Forschung

S.R. Wie beurteilst Du die Entwicklung der epigraphischen Forschung im Allgemeinen und der lateinischen Epigraphik im Besonderen? Auffällig ist aus meiner Sicht, dass über Jahrzehnte hinweg die deutsche Epigraphik international führend gewesen ist. Mommsens Erbe wurde erfolgreich gepflegt – sowohl mit Blick auf die Corpora als auch in Bezug auf die historische Auswertung der inschriftlichen Evidenz. Aber die Situation hat sich in den letzten zwei oder drei Jahrzehnten deutlich verändert, die epigraphische Forschung steht zumindest in Deutschland nicht mehr im Zentrum des wissenschaftlichen Diskurses, vor allem aber gibt es Probleme bei der Nachwuchsrekrutierung. Das CIL in Berlin ist heute, wenn ich recht sehe, in einer schwierigen Lage. Ist mit dem Aufstieg der Kulturgeschichte nicht nur die Sozialgeschichtsschreibung ins Hintertreffen geraten, sondern auch die Epigraphik?

W.E. Ich bin mir nicht sicher, ob ein gewisser Rückgang speziell der lateinischen Epigraphik damit zusammenhängt, zumal man unter Kulturgeschichte sehr Unterschiedliches verstehen kann. Ein Rückgang ist – zumindest in Deutschland – in mancher Hinsicht bemerkbar, jedenfalls an manchen Universitäten, aber das ist kaum auf einen einzigen Grund zurückzuführen. Dass am CIL in Berlin längere Zeit nur wenige epigraphische Publikationen aus eigener Produktion vorgelegt wurden, liegt mindestens zum Teil an inneren Entwicklungen der Akademie in Berlin, u.a. an den Folgen der Umwandlung der Institution nach dem Ende der DDR und an Zwängen, die sich im Kontext der Union der Akademien ergaben. Das CIL konnte nach 1989 diejenigen, die dort arbeiteten, nicht immer frei auswählen; vor allem hatte die Arbeitsstelle, wie andere Abteilungen der Akademie auch, Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen aufzunehmen, die in anderen Projekten der Akademie tätig gewesen waren, die im Laufe der Zeit aufgelöst wurden; diese mussten sich dann in neuen Abteilungen erst in die Sache einarbeiten, wie auch im CIL, was nur schwer zu eigenständiger Produktion führen konnte. Das scheint sich aber inzwischen partiell anders zu entwickeln. Fast alle CIL-Bände, die seit den 80er Jahren erschienen, sind von Autoren außerhalb der Akademie erarbeitet worden⁷⁴ – wie übrigens schon in den Jahrzehnten

⁷⁴ Ein Beispiel sind die vier Supplementa zu CIL IX; sie sind zwischen 2018–2022 schnell hintereinander erschienen, der letzte Band kurz vor dem Tod des Herausgebers

der DDR – woran Géza Alföldy einen wesentlichen Anteil hatte, einerseits für Rom, andererseits für die iberische Halbinsel; die Grundlage für die Bände von CIL II² hat vor allem Armin Stylow (geb. 1941) als Referent der Kommission in München gelegt und eigene Faszikel geliefert.⁷⁵

Wenig erfreut bin ich, dass die „Tituli Helvetii“ von Anne Kolb (geb. 1964) nicht als CIL-Band erschienen sind.⁷⁶ Der Band hätte als erster Übersetzungen eingeschlossen, was in nicht wenigen Publikationen etwa in Frankreich längst üblich ist und im Übrigen auch erlaubt zu erkennen, wie denn die Herausgeber der Inschriften jeweils den einzelnen Text verstanden haben. Der Inhalt von Inschriften in relativ einfachen Formulierungen ist nicht immer so klar, wie oft angenommen wird. Die „Tituli Helvetii“ wären auch der erste Band im CIL in einer anderen Sprache als in Latein gewesen. In meiner Zeit als Projektleiter seit 2007 hatte ich durchgesetzt, dass CIL-Bände auch in anderen Sprachen als in Latein erscheinen können. Auch in den Disziplinen, die sich mit der griechisch-römischen Welt befassen, ist Latein nicht mehr die Verkehrssprache. Die Zeit Mommsens ist vorbei! Ich habe das selbst in Israel erlebt, wo viele Archäologen zwar Griechisch erlernen, weil ein erheblicher Teil der schriftlichen Quellen in dieser Sprache abgefasst ist, nicht aber in Latein. Wozu also die Sprache erlernen? Dabei sollten gerade Archäologen Inschriften verwenden können. CIL-Bände in Latein wirken – nicht nur in Israel – wie eine Mauer. Und nicht wenige ausgewiesene Epigraphiker scheuen die Publikation in Latein. Die lateinische Version erst durch nachträgliche Übersetzung aus einer modernen Sprache herzustellen, ist grenzwertig, führt zu erheblichen Kosten, aber allzu oft auch nicht zu sprachlicher Klarheit. Selbst in Italien habe ich es mehrfach erlebt, dass man erst dann einen Anlauf für die Ausarbeitung von CIL-Bänden machte, als dies auch in italienischer Sprache erlaubt war. Géza Alföldys gewichtige und wichtige Bände zu den Inschriften Roms mit seinen umfassenden Kommentaren in lateinischer Sprache⁷⁷ haben bei manchen sogar retardierend gewirkt, weil sie meinten, diesen Standard in überschaubarer Zeit und zudem in Latein nicht erreichen zu können.

Marco Buonocore (1954–2022). Sie wurden von ihm in mehr als zwei Jahrzehnten erarbeitet und in Teilmanuskripten ans CIL gegeben. Aber Buonocore wollte – mit gewisser Berechtigung – erst das gesamte Material überblicken, bevor es publiziert wurde.

⁷⁵ Für den besten Überblick zu den in den letzten Jahrzehnten erschienenen Bänden siehe <https://cil.bbaw.de/hauptnavigation/das-cil/baende> [30. April 2024].

⁷⁶ A. Kolb, *Tituli Helvetici. Die römischen Inschriften der West- und Ostschweiz*, Bonn 2023.

⁷⁷ CIL VI 8, 2 und 3, Berlin 1996 und 2000.

Dabei wird manchmal übersehen, dass Corpora heute zwar mehr Kommentar benötigen, als das in Mommsens Zeit der Fall war. Aber der primäre Sinn von Corpora liegt *nicht* in ausführlichen Kommentaren, sondern im schnellen Überblick über alle Inschriften, die aus einer Region bekannt sind. Allerdings erscheinen immer wieder Inschriftenpublikationen mit bisher unpublizierten Texten, die aber kaum oder auch gar keine neuen Erkenntnisse vermitteln, was sodann mit einem umfangreichen Kommentar und Unmassen längst überholter Literatur ausgeglichen wird. Epigraphik darf nicht *l'art pour l'art* sein, zumal nicht, wenn die Inschriften in einem Corpus gesammelt sind. Natürlich müssen in einem Corpus auch kleine Fragmente erfasst werden. Diese Frage konnte ich ganz offen mit Géza Alföldy besprechen. Er hatte eine ganze Reihe von Aufsätzen zur spanischen Epigraphik in der ZPE vorgelegt, darunter höchst wichtige Dokumente, wie etwa das Edikt von Bierzo.⁷⁸ Aber er schickte mir auch einen Aufsatz mit knapp 20 Beispielen, die als solche kaum Erkenntnisse vermittelten.⁷⁹ Er akzeptierte es von da an, solches Material nur in die zweite Auflage von CIL II aufzunehmen, wo sie erscheinen müssen, aber nicht mehr in eigenständigen Aufsätzen. Ein Corpus dient zur Sammlung vieler oder aller Texte, die von einem Ort bekannt sind, die somit einen Eindruck von einer antiken politischen Einheit vermitteln.

Dass in Deutschland lateinische – oder vielleicht besser, wie Géza Alföldy und ich selbst das öfter genannt haben – römische Inschriften (also griechische, soweit sie entsprechende Aussagen enthalten) und ihre Bedeutung in der Forschung insbesondere zur römischen Kaiserzeit nicht mehr so prominent sind, wie sie es während einiger Jahrzehnte seit den späten 1960er Jahren des vergangenen Jahrhunderts waren, liegt zumindest zum Teil auch daran, dass eben viele Themen bearbeitet sind oder zumindest bearbeitet erscheinen. Sie liegen, wie man vielleicht anerkennen muss, „nicht mehr auf der Straße.“ Das ist ein Teil der Realität. Doch wenn ich auf diejenigen sehe, die bei mir ihre Dissertationen in den Jahren vor und nach 2000 abgeschlossen haben, dann zeigen sie, dass es Themen gibt, bei denen Inschriften, auch im Verbund mit epigraphisch-prosopographischer Analyse, wichtige Einsichten in römische Strukturen ermöglichen. Rudolf Haensch (geb. 1959) hat mit

⁷⁸ G. Alföldy, *Epigraphica Hispanica I. Neue und revidierte Inschriften aus Saguntum*, in: ZPE 41, 1981, 219–245; *Epigraphica Hispanica II. Tribus und Beamte der römischen Stadt von Lara de los Infantes in der Hispania citerior*, in: ZPE 41, 1981, 244–252; später etwa: *Das neue Edikt des Augustus aus El Bierzo in Hispanien*, in: ZPE 131, 2000, 177–205 und viele andere.

⁷⁹ G. Alföldy, *Epigraphica Hispanica IX. Inschriften aus Ciudad Real*, in: ZPE 67, 1987, 225–248.

seinen „*Capita provinciarum*“ ein Werk vorgelegt, an dem niemand vorbeikommt.⁸⁰ Marietta Horster (geb. 1961) hat gezeigt, wie notwendig es ist, hinter die simple Aussage vieler Bauinschriften römischer Kaiser zu sehen, um der historischen Realität näher zu kommen.⁸¹ Peter Eich (geb. 1963) hat mit seinem ersten Buch eine tiefeschürfende Analyse zur Entwicklung der Administration im Imperium vorgelegt, die ohne die breite Einbeziehung epigraphischer Quellen nicht möglich gewesen wäre.⁸² Auch in der eher archäologisch ausgerichteten Dissertation von Dirk Koßmann (geb. 1978) über „Ägyptische Götter in Panzertracht“ war ein zentrales Kapitel den Inschriften gewidmet, die mit den Monumenten verbunden waren.⁸³ Annemarie Andermahr (geb. 1958) und Dirk Erkelenz (geb. 1968), die ihre Laufbahn nicht im wissenschaftlichen Feld, sondern in anderen Arbeitsfeldern erfolgreich fortsetzten, haben zum senatorischen Grundbesitz in Italien sowie zu den Ehrungen für römische Amtsträger in den Provinzen Einsichten vermittelt, die weithin wahrgenommen werden.⁸⁴ Vielleicht darf ich dabei noch auf einige junge Italienerinnen und Italiener verweisen, die meist längere Zeit in Köln verbracht haben und bei deren Dissertationen ich als Mitbetreuer beteiligt war. Davide Faoro (geb. 1977), Camilla Campedelli (geb. 1979), Alberto Dalla Rosa (geb. 1980), Tiziana Carboni (geb. 1980) und Giuliano Caracciolo (geb. 1989), haben alle erfolgreich gezeigt, wie mit epigraphischen Quellen neue Einblicke in sozialgeschichtliche und administrative Phänomene der römischen Kaiserzeit möglich sind.⁸⁵

⁸⁰ R. Haensch, *Capita provinciarum. Statthaltersitze und Provinzialverwaltung in der römischen Kaiserzeit*, Mainz 1997.

⁸¹ M. Horster, *Bauinschriften römischer Kaiser. Untersuchungen zu Inschriftenpraxis und Bautätigkeit im Westen des römischen Reiches*, Stuttgart 2001.

⁸² P. Eich, *Zur Metamorphose des politischen Systems in der römischen Kaiserzeit. Die Entstehung einer „personalen Bürokratie“ im langen dritten Jahrhundert*, Berlin 2005.

⁸³ D. Koßmann, *Ägyptische Götter in Panzertracht in der römischen Kaiserzeit*, Köln 2014 (online publiziert auf <https://kups.ub.unikoeln.de/5896/> [30. April 2024]).

⁸⁴ A. Andermahr, *Totus in praediis: Senatorischer Grundbesitz in Italien in der frühen und hohen Kaiserzeit*, Bonn 1998; D. Erkelenz, *Optimo Praesidi: Untersuchungen zu den Ehrenmonumenten für Amtsträger der römischen Provinzen in Republik und Kaiserzeit*, Bonn 2003.

⁸⁵ A. Dalla Rosa, *Poteri imperiali e autorità proconsolare. Aspetti del governo dell'impero romano tra tradizione e nuovo regime*, Pisa 2009; D. Faoro, *Praefectus, procurator, praeses. Genesi delle cariche presidiali equestri nell'alto impero romano*, Mailand 2011; C. Campedelli, *Die Administration der Straßen im römischen Italien durch die Städte*, Bonn 2014; T. Carboni, *La parola scritta al servizio dell'Imperatore e dell'Impero: l'ab epistulis e l'a libellis nel II secolo d.C.*, Bonn 2017; G. Caracciolo,

Um nicht bei Personen zu bleiben, mit denen ich direkt und persönlich zusammengearbeitet habe, sei doch wenigstens *exempli gratia* auf mehrere u.a. von der DFG geförderte Projekte Christian Witschels (geb. 1966) verwiesen, etwa „Spätantike Inschriftenkultur(en) im Imperium Romanum – zum Wandel von Kommunikationsstrukturen und Kommemorationsmedien am Ende der Antike“, in denen Inschriften im Zentrum stehen und neue historische Perspektiven eröffnet werden.⁸⁶ Ebenso hat Oliver Stoll (geb. 1964), der in Passau auf Hartmut Wolff folgte, eindrucksvolle Beiträge gerade zum römischen Heer publiziert, die zahllose Informationen aus Inschriften zu Einsichten zum Heer und dessen sozialen Wirkungen miteinander verbinden.⁸⁷

Wichtig ist, epigraphische Erkenntnispotenziale zu erkennen. Dazu muss man allerdings gleichzeitig auch deutlich sagen, dass man einen relativ langen Atem braucht, um sehr viele Details aus sehr vielen unterschiedlichen Inschriftentypen miteinander zu verbinden, was früher allerdings sicher nicht leichter war als heute, eher umgekehrt.⁸⁸ Denn heute ist es, zumindest bei den lateinischen Inschriften, nicht mehr nötig, primär unzählige größere oder kleinere Corpora entweder über Indizes zu erschließen oder vielleicht wirklich durchzulesen – wobei man übrigens auf vieles Wichtige stieß, wonach man gar nicht gesucht hatte. Das erste Suchen geht heute dank der Datenbanken weit einfacher und schneller. Das entbindet nicht davon, häufig auch die Originalpublikationen heranzuziehen. Doch sinnvolles epigraphisches Arbeiten auf einer umfassenden Materialbasis ist grundsätzlich in den letzten zwei Jahrzehnten deutlich anders geworden, vor allem weil wir heute die einschlägigen Inschriften unendlich schneller finden können, um bestimmte Fragen zu beantworten. Die lateinischen Inschriften sind inzwischen in der Datenbank EDCS, erarbeitet von Manfred Clauss (geb. 1945) und Wolfgang Slaby (1948–2024), fast vollständig erfasst.⁸⁹ Hinzukommen andere Datenbanken vor allem in Rom unter der Leitung von Silvia Orlandi (1966), sodann etwa in Bari und in Heidelberg, die zwar nicht so umfassend sind, aber zusätzliche Möglichkeiten bieten. Wichtig ist auch, dass für sehr viele Texte nunmehr auch Abbildungen zugänglich sind, die eine Einbindung des Textes in die frühere Realität

Chiusi romana. Ricerche di prosopografia e di storia socio-economica, Köln - Rom 2018/19.

⁸⁶ Siehe dazu sein Schriftenverzeichnis unter https://www.uni-heidelberg.de/fakultaeten/philosophie/zaw/sag/schriften_witschel.html#Aufsaetze [30. April 2024].

⁸⁷ Vgl. <https://www.geku.uni-passau.de/alte-geschichte/team/professurinhaber/publikationen> [30. April 2024].

⁸⁸ Siehe auch oben Anm. 74 zu den Bänden von Marco Buonocore.

⁸⁹ Vgl. <http://www.manfredclauss.de/> [30. April 2024].

eher möglich machen. Ich kann nur meinen größten Respekt für all diese Arbeiten ausdrücken; denn auf diese Weise wurde für die umfassende Auswertung der lateinischen Inschriften eine frei zugängliche Basis geschaffen, die das Arbeiten ungemein erleichtert und wesentliche Zeit spart. Und Datenbanken sind, wenn die Betreiber es so wollen und die Manpower vorhanden ist, schnell auf neuesten Stand zu bringen. Viele neue Inschriften sind in EDCS schon zwei Wochen nach dem Erscheinen neuer Publikationen erfasst und damit allgemein zugänglich. Ich benutze die Datenbank stetig, um mir dort die Aussagen zu holen, mit denen ich arbeiten kann. Sich gerade über diese Datenbank zu mokieren, wie das nach Berichten, die ich erhielt, teilweise beim letzten Kongress für griechische und lateinische Epigraphik in Bordeaux geschah, ist falsch und wirkt auf mich ziemlich überheblich.⁹⁰ Das sollte man nur dann tun, wenn man selbst Besseres und vor allem Umfassenderes zu bieten hat als EDCS.

S.R. Epigraphische Forschung ist heutzutage ein interdisziplinäres Unterfangen, wie Du durch Deine Zusammenarbeit mit dem Klassischen Archäologen Henner von Hesberg (geb. 1947) beispielhaft gezeigt hast. In Einzelstudien, aber auch in gemeinsamen Arbeiten habt Ihr Monument und Text zusammengeführt und damit neue historische Erkenntnisperspektiven eröffnet. Der Epigraphik-Kongress in Berlin von 2012 hat eine deutliche Botschaft ausgesandt: „Öffentlichkeit, Monument und Text“ gehören zusammen.

W.E. Ich stimme völlig zu, dass man mit verschiedenen Sichtweisen und Erkenntnisinteressen auf dasselbe Monument schauen und versuchen muss, die unterschiedlichen Aussagen, die mit dem einen oder dem anderen Element verbunden sind, zusammenzuführen. Im Augenblick stehe ich mit meinem archäologischen Kollegen Michael Heinzelmann (geb. 1966) in Verbindung, der in Elusa in Israel gräbt.⁹¹ Er hat mir Texte geschickt, unter denen sich ein winziges Fragment mit nur zwei Buchstaben befindet; wenn man die Ränder mit einschließt, sind es wahrscheinlich insgesamt sechs Buchstaben, die man in etwa identifizieren kann. Es sind jeweils die Aushöhlungen im Stein, die einst mit

⁹⁰ Siehe jetzt J. Bodel - J. Prag - Ch. Roueche, Open Scholarship: Epigraphic Corpora in the Digital Age, in: *L'épigraphie au XXI^e siècle. Actes du XVI congrès international d'épigraphie grecque et latine. Bordeaux, 29 août – 2 septembre 2022*, hg. P. Fröhlich – M. Navarro Caballero. Bordeaux 2024, 91–118. EDCS wollte und will keine Corpora ersetzen: Damit geht die Kritik des Artikels ins Leere.

⁹¹ Vgl. <https://archaeologie.phil-fak.uni-koeln.de/forschung/aktuelle-forschungen/detail-fa/elusa-israel-dfg-foerdert-zweite-projektphase-2021-2024> [30. April 2024].

Buchstaben aus Bronze ausgelegt waren.⁹² Was dort konkret formuliert war, ist aus den Resten nicht zugänglich, aber aus dem Wenigen kann man erschließen, dass es in der Stadt ein großes Gebäude gegeben haben muss, an dem eine zweizeilige, monumentale Bronze-Inschrift angebracht war. Diese Erkenntnis erläutert und erleichtert vielleicht auch für den Archäologen die Interpretation der Befunde im Boden, die ihrerseits nicht eindeutig sein müssen. Wenn man den archäologischen und den epigraphischen Befund miteinander kombiniert, dann kann man hypothetisch formulieren: „Das und das müsste eigentlich hier gestanden haben.“ Auf diese Weise kommt man mit Sicherheit weiter. Wir haben in den Publikationen der Inschriften in Israel,⁹³ soweit es möglich ist, zumindest auch Pläne von entsprechenden Grabungen mit abgebildet, wenn z.B. der gesamte Baubefund nicht erläutert wird oder erörtert werden kann, zumeist aber auch Photos der Rückseite publiziert, weil diese für archäologische Augen möglicherweise Wichtiges enthüllen kann.

Die Zusammenarbeit mit Henner von Hesberg, die durch die Ausgestaltung eines Graduiertenkollegs an der Philosophischen Fakultät intensiviert wurde, hält bis heute an. Sie hat nach meinem Urteil durch die Zusammenführung unserer je einzelnen Beobachtungen zu deutlich weiterführenden Aussagen geführt, etwa für Köln,⁹⁴ ebenso in der Nekropole unter St. Peter⁹⁵ oder in Apollonia in Albanien.⁹⁶ Auch die

⁹² W. Eck, Inschriftenfragment mit Metallbuchstaben aus Elusa, in: Kölner und Bonner Archaeologica 11/12, 2022/23, 199–202.

⁹³ S. dazu unten den folgenden Abschnitt.

⁹⁴ So z.B. H. v. Hesberg und W. Eck, Der Rundbau eines Dispensator Augusti und andere Grabmäler der frühen Kaiserzeit in Köln – Monumente und Inschriften, in: Kölner Jahrbuch 36, 2003 [2005], 151–205; dies., Tische als Statuenträger, in: MDAI (R) 111, 2004 [2006], 143–192; W. Eck, Votivaltäre in den Matronenheiligtümern in Niedergermanien: Ihre Aussagefähigkeit für die Formen der „Kommunikation zwischen Menschen und Göttern“, in: Kult und Kommunikation. Medien in Heiligtümern der Antike, hg. Chr. Frevel - H. von Hesberg, Wiesbaden 2007, 415–433; H. v. Hesberg und W. Eck, „Forma bizzarra“: das angebliche ‘Grabmonument’ für Urbanus und Fabia Successa aus der Werkstatt Piranesis, in: ZPE 227, 2023, 203 ff.

⁹⁵ In Vorbereitung: W. Eck, Mausoleen, erbaut für wen? Familien und ihr soziales Umfeld, gespiegelt in den Inschriften und Grabbauten der Nekropole unter St. Peter, in: Die Nekropole unter St. Peter, hg. H. von Hesberg - H. Mielsch - W. Eck (erscheint in der Reihe Palingenesia).

⁹⁶ H. v. Hesberg und W. Eck, Die Transformation des politischen Raumes. Das Bouleuterion in Apollonia (Albanien), in: MDAI (R) 116, 2010, 257–287

Zusammenarbeit mit Dietrich Boschung (geb. 1956) führte zu Ergebnissen, die jeder für sich nicht erreicht hätte.⁹⁷

Dass Monument und Inschrift auch vom antiken Betrachter, also von der damaligen Öffentlichkeit her, gesehen werden müssen, lässt sich an einem vielgebrauchten Terminus besonders deutlich machen: „*titulus honorarius*“. Mit dieser Wortfügung wird, wenn man sie allein verwendet, nur eine halbe antike Realität erfasst, vor allem gegenüber all denjenigen, die nicht intensiv mit der Materie vertraut sind. Aus der Inschrift kann der heutige Leser meist erschließen, dass eine Person geehrt wurde. Für den antiken Betrachter aber war das anders. Für ihn war nicht die Inschrift das Primäre und Wesentliche bei dieser Ehrung, er sah vielmehr zuerst die Statue, die fast immer mit einem „*titulus honorarius*“ verbunden war und die das Wesentliche der Ehrung ausmachte; wenn es nötig war, konnte der Betrachter sich über die Inschrift informieren, wer hier der Öffentlichkeit präsentiert wurde. D.h. aber, auch wir müssen, wenn wir das erfassen wollen, was mit einer statuarischen Ehrung gemeint war, die Statue mitdenken und verbal in die Erklärung einschließen. In unseren Formulierungen sollte das jeweils konkret ausgedrückt werden. In der Überschrift zu einer solchen Inschrift sollte stehen: Ehrenstatue oder Ehrenmonument mit *titulus honorarius*).

Zum Corpus Inscriptionum Iudaeae/Palaestinae

S.R. Lass uns über ein ungemein erfolgreiches und wegweisendes internationales epigraphisches Unternehmen sprechen, das *Corpus Inscriptionum Iudaeae/Palaestinae* (CIIP).⁹⁸ Wie ist das Projekt entstanden? Wie wurde es durchgeführt? Wie kann der Abschluss gesichert werden?

W.E. Ich muss Folgendes vorausschicken, um das Neue dieses Unternehmens deutlich zu machen. Bestimmte Regeln für die epigraphischen Corpora sind im 19. Jahrhundert vor allem an der Berliner Akademie entstanden, die weithin Norm geworden sind.⁹⁹ Es begann mit dem *Corpus*

⁹⁷ D. Boschung und W. Eck, Ein Bildnis der Mutter Traians? Zum Kolossalkopf der sogenannten Agrippina Minor vom Traiansforum, in: AA 3, 1998, 473–481; dies., Die Tetrarchie: Ein neues Regierungssystem und seine mediale Präsentation, Wiesbaden 2006.

⁹⁸ Vgl. <https://alte-geschichte.phil-fak.uni-koeln.de/index.php?id=501> [30. April 2024].

⁹⁹ Vgl. St. Rebenich, Berlin und die antike Epigraphik, in: W. Eck et al. (Hgg.), Öffentlichkeit — Monument — Text. XIV Congressus Internationalis Epigraphiae Graecae et Latinae, Berlin/Boston 2014, 7–75.

Inscriptionum Graecarum. Damit war von vorherein klar, dass es als Pendant auch ein Corpus Inscriptionum Latinarum geben konnte oder sollte, aber nicht, was man beim Blick auf die antike Realität in der römischen Zeit zumindest erwarten konnte, ein gemeinsames Corpus Inscriptionum Graecarum et Latinarum. Mommsen hat das im Vorwort zu CIL III klar und deutlich ausgedrückt. Natürlich interessierten Mommsen die im CIG gesammelten Inschriften von Ägypten über den gesamten Vorderen Orient bis nach Thrakien, Makedonien und Griechenland, eingeschlossen die relativ wenigen griechischen Zeugnisse im Westen, zumindest sofern sie die römische Welt betrafen. Wie hätte er sonst seinen fünften Band der römischen Geschichte schreiben können. An der hellenistischen Epoche hatte er, jedenfalls im Hinblick auf das epigraphische Material, weniger Interesse, wohl aber sobald die östlichen Regionen Teil des Imperium Romanum geworden waren. Vermutlich hätte Mommsen das griechische Material in seiner Gänze einbezogen, also wohl nicht nur in der Art wie in den noch heute wertvollen *Inscriptiones Graecae ad res Romanas pertinentes* (IGR) von René Cagnat (1852–1937). Denn die Präsenz der Sprachen in der gesamten epigraphischen Überlieferung sagt ja etwas über die Art des Lebens in diesen Provinzen aus. Wenn in einer Provinz die Inschriften im Wesentlichen in Griechisch abgefasst sind und kaum in Latein, dann ist das eine zentrale Aussage über das Leben in dieser Provinz in einem bestimmten Zeitabschnitt. Über die durch die Corpora bedingte Trennung der Inschriften klagte Mommsen in seiner Praefatio zu CIL III.¹⁰⁰ Er hat diese Beschränkung allerdings akzeptiert, da er sonst, als der Plan für das CIL an der Akademie in Berlin abgesehnet werden

¹⁰⁰ Vgl. CIL III, 1873, V: „Iussu Academiae Regiae Berolinensis quod editur volumen corporis inscriptionum Latinarum tertium, tripartitum est complectens inscriptiones et Aegypti Asiaeque et in Europa provinciarum imperii Romani earum, quae Graece olim locutae sunt, et Illyricarum. Quicumque igitur tituli ex solo olim Romano prodierunt a capite Danuvii finibusque Italiae in orientem versus, id est in provinciis ad Danuvium Raetia, Norico, Pannoniis, Dacia, Moesiis, item in Dalmatia, Macedonia, Thracia, Epiro, Achaia, in insulis Graecis, deinde in Asia universa, denique in Aegypto et Cyrenaica, ii hoc volumine continentur, scilicet Latine scripti vel certe bilingues. Ita enim iussit Academia, neque legem operis quamquam per se parum commodam mutare potuimus, cum haec nostra sylloge quodammodo applicata esset ad alteram eiusdem Academiae iussu antea editam et ad eandem normam ordinatam inscriptionum Graecarum. Inde factum est, ut primae duae partes et ambitu longe superentur a tertia et diversa ratione tractatae sint. Nam in illis locis cum plerique tituli scripti sint Graece, in eo me continui, ut supplementum Latinum darem corporis inscriptionum Graecarum, quaestiones autem tam de auctorum fide quam de provinciarum urbiumque condicione vicibusque quantum fieri posset ab hoc opere procul haberem. Contra in provinciis Illyricis non corporis supplementum dandum erat, sed corpus ipsum, quod sua vi et potestate niteretur.“

musste, keinen Erfolg gehabt hätte. Das drückte er auch deutlich aus mit seiner Bemerkung, es gebe für die Gestaltung der Corpora einfach Regeln, die Akademie lasse nichts anderes zu. Mommsen hätte sich sonst bemüht, die griechischen Inschriften ebenfalls aufzunehmen. In der Datenbank Clauss-Slaby wird dazu jetzt der Versuch unternommen, aber bis diese digitale Sammlung auch in dieser Hinsicht abgeschlossen ist, wird es dauern. Aber immerhin, der Weg dorthin ist beschritten.

Während Mommsen also sehr klar gesehen hat, dass für die historische Erkenntnis speziell in den Provinzen des Ostens die griechischen Inschriften mindestens ebenso essentiell sind wie die lateinischen, zog er, soweit sich das erkennen lässt, nie in Erwägung, auch andere Sprachen, die dort gesprochen und im öffentlichen Bereich verwendet wurden, einzubeziehen. Bisher konnte ich nicht herausfinden, ob er sich irgendwo dazu geäußert hat, dass etwa in Kleinasien noch in römischer Zeit neben den oft nicht sehr zahlreichen lateinischen und den fast überall mehr als dominierenden griechischen Inschriften auch phrygische oder karische Inschriften die epigraphische Landschaft bevölkerten. Auch in Italien finden sich nicht wenige Inschriften in verschiedenen Sprachen, etwa Oskisch, Umbrisch und vor allem Etruskisch, freilich zumeist auf die Zeit der Republik beschränkt, aber im Osten ist das Phänomen mehrerer Sprachen, die gleichzeitig auch für epigraphische Denkmäler verwendet wurden, weit stärker verbreitet und in vielen Regionen während der gesamten Kaiserzeit anzutreffen.

Damit zu den Inschriften im heutigen Israel. Ich spreche bewusst nicht von Iudaea, weil man mit Iudaea zwar eine römische Provinz, aber keinen präzisen geographischen Raum beschreiben kann. Iudaea umfasst, je nachdem, von welchem antiken Zeitraum man spricht, einen sehr unterschiedlichen geographischen Raum: Makkabäerzeit, herodianisches Königtum, Iudaea als Teil der Provinz Syria, als eigene Provinz zwischen 70 und dem Ende des 3. Jh. n.Chr. oder schließlich in der Spätantike mit der Ausweitung zum Roten Meer bis zur Eingliederung der Region in einen arabisch dominierten Herrschaftsraum. Im Namen Israel erfasst man einen größeren Teil dieser aufeinander folgenden politischen Räume, allerdings nicht vollständig, weil auch kleinere oder größere Teile des Landes jenseits des Jordan mindestens bis zum Ende des 3. Jh. n.Chr. eingeschlossen waren. Das heutige Eretz Israel aber endet eindeutig am Jordan.

1996 wurde ich von Aharon Oppenheimer (1940–2022), der damals Jüdische Geschichte in der Zeit des Talmuds in Tel Aviv lehrte, gebeten, an dem von ihm in München organisierten Kolloquium über „Jüdische Geschichte in hellenistisch-römischer Zeit. Wege der Forschung: Vom alten zum neuen Schürer“ teilzunehmen. Er war 1996/97 Stipendiat des

Historischen Kollegs in München, ein Jahr, nachdem ich selbst dort Gast gewesen war. Die englische Neuausgabe von Emil Schürers „Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi“ war in drei Bänden zwischen 1973 und 1987 erschienen.¹⁰¹ Oppenheimer bat mich, für die Diskussion darüber zu berichten, welche neuen, über diese Neuedition hinausgehenden Erkenntnisse die Inschriften liefern könnten.¹⁰² Ich nahm die Einladung an und machte mich auf die Suche nach der epigraphischen Überlieferung zu der Region und speziell nach neuen Texten. Damals waren die Datenbanken bei weitem nicht so weit wie heute. Schnell stellte ich fest, dass ich das von ihm Erwartete höchstens im Ansatz leisten könne. Denn wie sollte ich die älteren und neueren Texte innerhalb relativ kurzer Zeit überhaupt finden? Das galt für die lateinischen ebenso wie die griechischen Inschriften. Die einzigen größeren Sammlungen, die im Jahr 1997 für den geographischen Raum des heutigen Israel existierten, waren das *Corpus Inscriptionum Graecarum* und die etwas mehr als 90 lateinischen Einträge in *CIL III*, die aber auch die Texte der Meilensteine und die Inschriften auf Keramik einschlossen – also eine verschwindend geringe Zahl einschlägiger Texte für die von ihm beschriebene Thematik. Aus *Caesarea Maritima*, der römischen *colonia Prima Flavia Augusta Caesariensium*, wie der volle Name seit flavischer Zeit lautete, enthält das *CIL III*, abgeschlossen 1903, genau drei Inschriften. Als im Jahr 2000, zu spät für das Kolloquium in München, das *Corpus der Inschriften dieser Stadt* von Clayton Miles Lehmann (1955–2023) und Kenneth G. Holum (1939–2017) erschien, enthielt es bereits fast 80 Texte in lateinischer Sprache,¹⁰³ heute sind es weit mehr als 200.

An dem Kolloquium in München nahmen auch Hannah M. Cotton (geb. 1947) von der Hebrew University Jerusalem und Benjamin Isaac (geb. 1945) von der University of Tel Aviv teil. Mit ihnen sprach ich über das Problem; Benjamin Isaac kannte das Problem und konnte zudem berichten, es sei einige Jahre vorher an die Akademie der Wissenschaften in Israel ein Antrag gerichtet worden, die griechischen Inschriften im Land in einem *Corpus* zu sammeln. Schon mit den griechischen Texten

¹⁰¹ E. Schürer - G. Vermès - F. Millar - M Goodman, *History of the Jewish People in the Age of Jesus Christ*, Edinburgh 1973–1987.

¹⁰² Vgl. W. Eck, *Rom und die Provinz Iudaea/Syria Palaestina: Der Beitrag der Epigraphik*, in: *Jüdische Geschichte in hellenistisch-römischer Zeit. Wege der Forschung: Vom alten zum neuen Schürer*, hg. A. Oppenheimer, München 1999, 237–263.

¹⁰³ C. M. Lehmann - K. G. Holum, *The Greek and Latin Inscriptions of Caesarea Maritima*, Boston 2000.

allein wäre sicher ein nicht kleiner Teil der epigraphischen Hinterlassenschaft der Antike zusammengefasst worden; denn die Mehrzahl aller Inschriften ist, wie fast überall in den Provinzen im Osten des Imperium Romanum, in griechischer Sprache abgefasst. Das Projekt sollte indes mit dem Jahr Null beginnen! Das Unternehmen ist damals nicht zustande gekommen, sicher nicht wegen des nicht existierenden Anfangsjahres, sondern eher wegen der mangelnden Finanzierung. Hannah Cotton, Benjamin Isaac und ich kamen in München zur gemeinsamen Überzeugung, wir sollten den Versuch unternehmen, ein Corpus zu schaffen, – innerhalb der Grenzen des heutigen Israel, nicht etwa nach römischen Provinzgrenzen wie im CIL; denn die Provinz Iudaea erstreckte sich, wie oben schon erwähnt, über den Jordan nach Osten, also ins heutige Jordanien hinein. Umgekehrt schließt das heutige Israel im Norden Regionen ein, die in der Antike zur Provinz Syrien gehört hatten. Für die Israel umgebenden modernen Staaten waren längst „Les Inscriptions Grecques et Latines de la Syrie“ (IGLSyr) von französischer Seite begonnen worden. Der geographische Raum, der darin erfasst werden sollte, orientierte sich, zumindest nach dem Ersten Weltkrieg, in den Grundstrukturen an der Verteilung der Mandatsgebiete; als Louis Jalabert (1877–1943) im Jahr 1905 den Plan entwickelte, war dort die politische Landkarte noch eine komplett andere. Das Gebiet des heutigen Israel als englisches Mandatsterritorium wurde jedenfalls nie in dieses Projekt eingeschlossen.

Die Besprechungen in München waren der Ausgangspunkt für das, was bis heute für das Corpus Inscriptionum Iudaeae/Palaestinae (CIIP) erfolgreich umgesetzt wurde. Benjamin Isaac hat das Unternehmen in der Israel Academy of Sciences besprochen. Ich selbst flog zweimal nach Israel, um mit ihm, anderen Kolleginnen und Kollegen, auch aus dem Bereich der Archäologie, über ein solches Projekt mich auszutauschen. Dass es nicht in sehr kurzer Zeit realisiert werden konnte, war allen Beteiligten bewusst, allerdings nicht, wieviel Zeit dafür schließlich benötigt wurde. Im Jahr 1999 kam es mit der Zustimmung der israelischen Akademie zu einer Vereinbarung, ein Corpus für alle Inschriften im heutigen Israel zu erarbeiten, und zwar für die rund 1000 Jahre der griechisch-römischen Herrschaft über das Land, d.h. von der Zeit Alexanders des Großen bis zur Eroberung des Landes durch die muslimischen Araber. Ursprünglich sollte der geographische Raum des Corpus tatsächlich das gesamte Gebiet, das damals von Israel kontrolliert wurde, also auch die Palästinensergebiete und den Golan, erfassen; deshalb wurde auch, auf Rat von Yoram Tsafrir (1938–2015), der lateinische Titel Iudaeae/Palaestinae gewählt; denn das waren antike, keine modernen Bezeichnungen, konnten also nicht direkt mit politischen Einheiten

identifiziert werden. Eine Zusammenarbeit mit palästinensischen Wissenschaftlern war vorgesehen; aber sie zerschlug sich nach dem Gazakrieg von 2014. Als Folge mussten die beiden Regionen entfallen, worauf die DFG aus rechtlichen Überlegungen bestand, weil Teilnehmer von palästinensischer Seite nicht eingeschlossen werden konnten.

Das grundstürzend Neue dieses Corpus war, dass Inschriften in allen in den rund 1000 Jahren gesprochenen und vor allem für Inschriften — auf welchem Material auch immer — verwendeten Sprachen eingeschlossen werden sollten, nicht nur die lateinischen und griechischen wie in den IGLSyr. Denn allen Beteiligten war klar, dass nur, wenn man alles, was außerliterarisch schriftlich erhalten ist, einschliesse, die Grundlage geschaffen würde, auf der man das Neben- und Miteinander aller Bevölkerungsgruppen erschließen könne. Zudem wären sonst sehr viele und wesentliche Texte, die speziell zur jüdischen Bevölkerung des Landes etwas aussagten, nicht erfasst worden. Nur die Papyri, die in verschiedenen Höhlen der jüdischen Wüste gefunden worden waren wie etwa das Babathaarchiv, blieben, wie auch die Münzen, ausgeschlossen. Denn die Masse der Münzen war bereits in der einen oder anderen Form vorgelegt worden;¹⁰⁴ und auch die Sammlung und Edition der Papyri war längst auf dem Weg.¹⁰⁵

Seit 1999 wurde an den Universitäten in Jerusalem und Tel Aviv sowie hier in Köln mit der Arbeit begonnen. Die finanzielle Ausstattung war am Anfang bescheiden; ich konnte für die Arbeit zunächst die Mittel aus dem Max-Planck-Forschungspreis, den ich im Jahr 2000 erhalten hatte, einsetzen, außerdem Hilfskräfte, die mir im Institut zur Verfügung standen. Daneben erhielten wir von 1999 bis 2003/4 eine Finanzierung über die German-Israeli Foundation for Scientific Research and Development. Fast alle Gelder gingen nach Israel, Köln wurde dabei fast nicht bedacht. Das hing wesentlich mit einer leitenden Person in der genannten Stiftung zusammen. Doch ab 2005 förderte die Deutsche Forschungsgemeinschaft das Unternehmen mit beträchtlichen Mitteln für beide Gruppen; die Verwaltung der Gelder war in Köln konzentriert. Diese Förderung überstieg die normale Finanzierungsdauer für Langzeitprojekte deutlich; sie erstreckte sich über 15 Jahre, bis Ende 2020. Alle Beteiligten am CIIP sind der DFG sehr dankbar für diese fundamentale Förderung.

¹⁰⁴ Verwiesen sei nur e.g. auf Y. Meshorer, *The Coins of Aelia Capitolina*, Jerusalem 1989; ders., *Ancient Jewish Coinage*. Band 2: *Herod the Great Through Bar Cochba*, New York 1982; L. Mildenberg, *The Coinage of the Bar Kokhba War*, Aarau 1984.

¹⁰⁵ Am wichtigsten N. Lewis, *The Documents from the Bar Kokhba Period in the Cave of Letters: Greek Papyri* (Judean Desert Studies), Jerusalem 1989.

In dieser Zeit wurde ein großes Archiv aufgebaut, das bis heute, geleitet von Dirk Koßmann, in Köln seinen Hauptsitz hat, ergänzt insbesondere durch Auswertung der in hebräischer Sprache publizierten Literatur, die in Jerusalem erfolgte. Alle Unterlagen sind in Köln und in der Hebrew University in Jerusalem in identischer Form vorhanden. Die Leitung in Jerusalem hatte Hannah M. Cotton. In Köln wurde durch Marfa Heimbach (geb. 1960), die zunächst mit der Arbeit am Archiv begonnen hatte, eine große, vielfältig einsetzbare Datenbank geschaffen, in der das Material erfasst ist und abgefragt werden kann. Zugriff haben zunächst nur alle diejenigen, die an diesem Corpus mitarbeiten; ob daraus nach Abschluss der Publikation in Zusammenarbeit mit dem Verlag de Gruyter eine allgemeine, öffentlich zugängliche Datenbank mit den dann publizierten Inschriftentexten werden wird, lässt sich zurzeit nicht sagen, zumal dafür erst noch die finanziellen Mittel eingeworben werden müssten. Nicht zu vergessen sind gerade auch bei einer Datenbank die besonderen Schwierigkeiten durch die vielen, sehr unterschiedlichen Sprachen und Schriftformen. Doch eine solche Datenbank wäre für die Wissenschaft von unschätzbarem Wert, so dass wir alle auf deren Realisierung hoffen.

Ein Corpus wie dieses, das phönizische, hebräische, aramäische, griechische, lateinische, nabatäische, samaritanische, syrische, georgische, armenische, thamudische und safaitische Inschriften einschließt, kann nur von einem Team erarbeitet werden, dessen Mitglieder ihre je eigenen Kompetenzen einbringen. Griechische Inschriften bilden deutlich die Mehrheit. Lateinische Inschriften machen insgesamt weniger als 10% aus; Inschriften in semitischen Sprachen sind deutlich stärker vertreten, vor allem in aramäischer Sprache. Alle Texte zusammen genommen ergibt sich ein sehr differenzierter und oft überraschender Einblick in die lokalen Gesellschaften und deren Kulturen.

Inzwischen sind fünf Volumina in acht Teilbänden erschienen; die letzte bisherige Nummer ist 7818. Doch die bereits vergebenen Nummern von 3979 bis 5875 sollen in den Teilbänden IV 3 und 4 vorgelegt werden, die noch in Vorbereitung sind. Sie werden ausschließlich aramäische Ostraka enthalten, die etwa aus der Zeit zwischen Alexander des Großen und dem Ende der ptolemäischen Herrschaft über Idumäa stammen. Ada Yardeni (1937–2018), die für die Bearbeitung dieser und vieler weiterer Texte in semitischen Sprachen sogleich im Jahr 1999 gewonnen werden konnte, hatte die einzelnen Ostraka noch ediert; doch bevor sie die sachliche Ordnung erstellen konnte, verstarb sie. Wir müssen sehen, wie die Restarbeit daran geleistet werden kann. Zurzeit sind wir mitten in der Arbeit an den abschließenden zwei Teilbänden VI 1 und 2 mit der epigraphischen Überlieferung aus dem Südteil des heutigen Israel

zwischen etwa Beersheba und Eilat am Roten Meer. Hinzukommen die Addenda zu den schon publizierten Bänden, die vor allem aus der intensiven Ausgrabungstätigkeit in Israel stammen. Zur Ordnung innerhalb der Bände sollte noch erwähnt werden, dass das Material territorial gegliedert ist. Wenn unter einem Ort wie etwa Caesarea Maritima, Jerusalem oder Scythopolis viele Texte sehr unterschiedlichen Inhalts erscheinen, wird im Wesentlichen nach den seit Mommsen bewährten Ordnungsprinzipien des CIL vorgegangen, also nach Sachgruppen: Inschriften religiösen Inhalts, Kaiser und staatliche Amtsträger usw.

Ich hoffe, dass die Finanzierung für den Abschluss gesichert werden kann. Sie läuft seit dem Ende der Förderung durch die DFG über verschiedene Stiftungen, unter anderem die Sal. Oppenheim-Stiftung und die Fritz-Thyssen-Stiftung in Köln sowie über zwei Stiftungen in Israel, die Leon Levi Foundation und die Dan David Foundation. Wir hoffen (auch im April 2024, nach mehr als sechs Monaten Krieg im Gazastreifen), dass wir Band VI Ende 2024 publizieren können. Natürlich ist man nie sicher, ob das gelingt, denn die meisten Editoren haben weitere universitäre und wissenschaftliche Aufgaben zu schultern; einige israelische Wissenschaftler sind zurzeit wegen des Krieges zum Heer eingezogen. In Köln sind, wenn man von Marfa Heimbach und Dirk Koßmann absieht, die für die „Logistik“ unentbehrlich sind, Walter Ameling (geb. 1958) und Johannes Heinrichs Teil des Editorenteam, in Israel Hannah M. Cotton von der Hebrew University in Jerusalem zusammen mit Ofer Pogorelsky (geb. 1988), Jonathan Price (geb. 1956) und Benjamin Isaac, beide von der University Tel Aviv, sowie Avner Ecker (1980), der an der Bar Ilan University tätig ist. Auch Ohad Abudraham (geb. 1986), der seit wenigen Jahren mit uns arbeitet, gehört zur Universität in Tel Aviv; er ist vor allem an die Stelle von Ada Yardeni getreten, die bisher den größeren Teil der semitischen Inschriften, die in das Corpus eingingen, bearbeitet hat. Sie ist 2018 verstorben: ein großer Verlust. Auch Alla Kushnir-Stein (1941–2013), die die zahlreichen Gewichte mit den oft schwer zu lesenden Inschriften bearbeitet hat, ist allzu früh verstorben. Doch sie hatte bereits die Gewichte für die Bände III–V (erschienen 2014–2022) weitgehend ausgearbeitet.

Neben den Genannten haben nicht wenige andere Wissenschaftler für wichtige Textgruppen oder Inschriften in Sprachen, für die im Editorenteam nicht die nötige Kompetenz vorhanden war, oder auch aus anderen Gründen, mitbearbeitet. Denis Feissel (geb. 1949) hat schwierige spätantike Texte ediert, Claudia Sode (geb. 1969) byzantinische Siegel, Dov Gera (geb. 1948) den Großteil der Inschriften aus Maresha, Robert Daniel (geb. 1949) die Fluchinschriften, Yana Tchekhanovets (geb. 1970)

die georgischen, Michael Stone (geb. 1938) die armenischen Texte; Peter Weiß (geb. 1943) hat schließlich die noch von Alla Kushnir-Stein vorbereiteten Texte von Gewichten für Band IV und V überarbeitet. In Band I hatte Leah di Segni (geb. 1947) die griechischen Inschriften bearbeitet; da sie aber gegen alle anderen Editoren eine sachlich nicht sinnvolle Struktur durchsetzen wollte, ist sie – um es neutral zu formulieren – aus dem Team ausgeschieden. Das CIIP hat somit in der nunmehr schon 25 Jahre dauernden Phase der Erarbeitung manche personelle Veränderungen erlebt.

S.R. Im CIIP wird das umgesetzt, was Du für das CIL angemahnt hast: Für die Übersetzungen und die meist knappen Kommentare wird mit dem Englischen eine moderne Fremdsprache benutzt. Hinzu tritt ein ausgezeichnetes Bildmaterial. Woher stammt es?

W.E. Ein Teil stammt von zahlreichen Reisen, die ich, gelegentlich zusammen mit anderen, durch ganz Israel unternommen habe. Ich kenne inzwischen Israel von den Quellen des Jordans bis nach Eilat am Roten Meer. Auch die Eltern von Boaz Zissu (geb. 1966), einem sehr hilfsbereiten Kollegen an der Bar Ilan Universität, haben lange Jahre für uns Inschriften an vielen Plätzen photographiert. Und seit längerem erhalten wir Abbildungen von der Israel Antiquities Authority, eine Zusammenarbeit, die meist sehr problemlos und freundschaftlich verläuft. Nicht zu vergessen ist auch, dass immer wieder Archäologen Photos von Inschriften beisteuern, die bei ihren Grabungen zu Tage kamen.

Dass nur Englisch die Sprache des Corpus sein könne, war von Anfang an klar, ebenso dass die Inschriften kommentiert werden müssten. Aber: Wir versuchen, die Kommentare auf das Essentielle zu beschränken; es wird im Allgemeinen nicht alles ausführlich diskutiert, obwohl notwendigerweise jeder Editor seine individuelle Arbeitsweise hat. Eine Uniformität wird, jedenfalls bei der Kommentierung, nicht erstrebt, was sachlich auch gar nicht erreicht werden könnte. Wenn eine längere Auseinandersetzung nötig ist, kann das in einem Aufsatz geschehen; dafür gibt es Zeitschriften. Ich selbst habe das immer wieder für Texte in einzelnen Bänden so gemacht.¹⁰⁶ Wichtig ist uns bei dem Corpus, dass wir das inschriftliche Material in den verschiedenen

¹⁰⁶ Beispielsweise W. Eck, Zu alten und neuen Inschriften aus Caesarea Maritima. Vorarbeiten für den 2. Band des CIIP, in: ZPE 174, 2010, 169–184; Zu inschriftlichen Dokumenten aus Galiläa und ihrer Interpretation. Vorarbeiten zu CIIP V, in: ZPE 210, 2019, 151–158; Vorarbeiten zu CIIP Band VI (Negev und Addenda), in: ZPE 228, 2023, 251–265.

Sprachen für sehr unterschiedliche Disziplinen bereitstellen: selbstverständlich für die traditionellen Altertumswissenschaften, für die Alte Geschichte, die klassischen Philologien und besonders auch die Archäologie. Aber genauso gilt das für die Judaistik, für das Alte und das Neue Testament, die Kirchengeschichte sowie für antike Rechtsgeschichte und die Sprachwissenschaften. In vielen Bereichen sehen wir, dass die Bände sehr hilfreich sind, obwohl man gelegentlich auf neueste Publikationen trifft, die selbst Bände, die vor vielen Jahren erschienen sind, noch nicht kennen.

Noch nicht geschafft haben wir, einen kompletten Index zu erstellen. Nur ein Namensindex ist bisher ausgearbeitet worden, der ständig auf den neuesten Stand gebracht wird, so dass in jedem neuen Band der gesamte Namensindex erscheint, auch mit allen Namen aus den schon erschienenen Bänden. Der abschließende umfassende Index verlangt allerdings komplexe Überlegungen, da alle Inschriften in allen Sprachen eingeschlossen werden müssen, und zwar nicht nur über Wortindizes, sondern auch in einer Weise, dass gleicher Inhalt aus den verschiedenen Sprachen möglichst mit einem Zugriff gefunden werden kann. Denn auch die Nutzer beherrschen nicht alle Sprachen. Deshalb muss ein wesentlicher Teil des Index auf Englisch erscheinen, d.h. über englische Termini strukturiert sein. Ob man all das später in einer Datenbank zugänglich machen kann, worüber der Verlag de Gruyter nachdenkt, wird sich zeigen. Aber das geschieht vermutlich nach meiner Zeit.

S.R. Welche Bedeutung haben die Übersetzungen für dieses epigraphische Grundlagenwerk? Und warum werden semitische Inschriften transliteriert?

W.E. Wir übersetzen alle Inschriften, selbst sehr kurze. Wir übersetzen selbst Namen, denn nicht für alle erschließt sich immer, ob ein Name in der Originalsprache, die viele nicht kennen, im Nominativ oder z.B. im Genitiv vorliegt, was die sachliche Aussage bestimmt. Hierzu bedarf es der Übersetzung. Damit sind die Inschriften für nicht spezialisierte Wissenschaftler, die irgendetwas vergleichen wollen, zugänglich. Auf diese Weise wurde tatsächlich ein wichtiger Schritt aus dem sogenannten Elfenbeinturm getan. Die Transliteration ist ebenfalls bedeutsam, weil sie allen, denen die semitischen Sprachen nicht vertraut sind – und das dürften viele derjenigen sein, die die Bände heranziehen – wenigstens einen ungefähren Eindruck vom Lautstand vermittelt.

Die Kommission für Alte Geschichte und Epigraphik

S.R. Du warst viele Jahre Mitglied der Kommission für Alte Geschichte und Epigraphik des Deutschen Archäologischen Instituts. Wie schätzt Du ihre Bedeutung ein? Welche Rolle hast Du in der Kommission gespielt?

W.E. Mit der Kommission für Alte Geschichte und Epigraphik kam ich 1966 näher in Berührung, als ich zum ersten Mal an einem der Kolloquien teilnehmen durfte, die für junge Wissenschaftler dort jährlich zunächst zu den zentralen „Hilfswissenschaften“ abgehalten wurden. 1966 war Hans Georg Kolbe (1925–2005) der Leiter des Kolloquiums; er war damals als Referent der Kommission für Alte Geschichte und Epigraphik am DAI in Rom tätig. Er besprach Inschriften aus Nordafrika, aber auch Texte, mit denen sich H.-G. Pflaum intensiv befasst hatte. Da fiel es mir leicht, mich zu beteiligen. In einem der folgenden Jahre hielt Horst Braunert (1922–1976) dieses Kolloquium zur Einführung in die Papyrologie in Kiel ab, Peter Herrmann (1927–2002) zur griechischen Epigraphik wieder in München. Außer den lebhaften Diskussionen mit den Leitern kam es vor allem zu intensiven Bekanntschaften mit vielen der Teilnehmer, man erfuhr von deren Plänen und Arbeiten. Das Highlight dieser Kolloquien fand 1971 statt, als Hans Georg Kolbe erneut den Kurs zur lateinischen Epigraphik abhielt, diesmal in Rom. Vor der Kurie diskutierte Alexander Demandt (geb. 1937) über die akephale Aëtiusinschrift, unmittelbar darauf Jürgen von Ungern-Sternberg (geb. 1940) über den Text der Phokassäule auf dem Forumsplatz gegenüber. Einen besseren Platz als Rom konnte man sich für diese wissenschaftliche Erfahrung nicht denken. Der allergrößte Teil der Teilnehmer hat seit den späten 1970er Jahren eine Professur für Alte Geschichte übernommen. Das letzte Kolloquium der Kommission, an dem ich beteiligt war, fand 1978 statt, erneut in Rom, diesmal durfte ich neben Kolbe die Gruppe leiten und beraten. Diesen Wechsel der Perspektive konnte ich 1971 nicht voraussehen. Seit dem Besuch in Rom von 1971 ist kein Jahr mehr vergangen, in dem ich nicht mindestens einmal in Rom oder in anderen Städten Italiens gearbeitet habe. Die Beziehungen zu vielen, die dort an „meinen“ Themen arbeiteten, wurden im Laufe der Jahre immer enger; mit besonderer Dankbarkeit denke ich dabei an Elio Lo Cascio (geb. 1948) und Arnaldo Marcone (geb. 1954). Ich empfinde es deshalb als eine besondere Auszeichnung, dass ich im Oktober 2024 in Pisa den Premio Internazionale Galileo Galilei erhalten werde, mit dem der italienische Rotary Club jeweils einen ausländischen Wissenschaftler ehrt, der eng mit Italien verbunden ist.

Bei all diesen Treffen in der Kommission oder in ihrem Rahmen traf ich immer wieder mit Edmund Buchner zusammen, zuerst als dem

Sekretär der Kommission unter Helmut Berve, dann seit 1970 als deren Direktor. Mir ist in Erinnerung geblieben, dass er öfter von den Verhandlungen berichtete, die damals geführt wurden, um die Kommission mit dem DAI zu verbinden; aus den Bemerkungen Buchners konnte man recht deutlich entnehmen, wo die Schwierigkeiten lagen oder von wem sie ausgingen, auch seine aktive Rolle bei der Integration der Kommission in das DAI konnte man erschließen. Als ich selbst 1984 in die Kommission gewählt wurde, war der Anschluss längst geschehen. Unter den damaligen Regeln des DAI konnten Mitglieder der Kommission immer wieder gewählt werden, solange sie aktiv an der Universität tätig waren; so dauerte meine Mitgliedschaft bis 2011. In dieser langen Zeit erlebte ich die beiden auf Buchner folgenden Direktoren Michael Wörrle (geb. 1939), den ich noch aus seiner Studienzeit in Erlangen kannte, und Christof Schuler (geb. 1965), die die epigraphisch-historische Arbeit der Kommission mit Umsicht, wenn auch in unterschiedlicher Ausprägung leiteten.

Da von den von außen kommenden Mitgliedern der Kommission stets über die Publikationen, vor allem für die Reihe „Vestigia“, entschieden wurde, dabei auch manche Manuskripte abgelehnt wurden, die später an anderem Ort erschienen und durchaus Beachtung fanden, gab es in der althistorischen Welt der Bundesrepublik durchaus Kritik an der Kommission. Es hieß, sie setze den Level zu hoch an, sei elitär – eine Kritik, die es auch bei der Aufnahme von Artikeln in die von der Kommission herausgegebene Zeitschrift „Chiron“ immer wieder gab. Für solche Kritik konnte man Verständnis aufbringen, da Fehlentscheidungen getroffen wurden; Urteile über wissenschaftliche Leistungen sind nun einmal nicht unfehlbar. Es war aber durchaus berechtigt, für die Publikationen der Kommission auf hohe Qualität zu achten. Kritisiert wurde wie schon in der Gründungsphase auch immer wieder, weshalb sich die Kommission nicht stärker für die Entwicklung des Gesamtfaches engagiere, sozusagen eine allgemeine Führungsrolle für die Zukunft des Faches übernehme. M.E. waren solche Forderungen von Beginn an nicht sehr durchdacht. Dazu war die Kommission weder gegründet worden, noch war die gesamte Konstruktion dafür geeignet. Denn wer sollte dabei die Richtung vorgeben, und zwar nicht nur mit einem punktuellen Statement, sondern auch mit einer gewissen Kontinuität? Etwa der Erste Direktor? Nach meinem Urteil hätte keiner der bisherigen Direktoren eine solche Rolle übernehmen wollen. Und die auswärtigen Mitglieder waren notwendigerweise mehr mit ihren eigenen Universitäten und deren Anforderungen verbunden.

Eine nicht ganz kleine Zahl meiner Publikationen erschien im Rahmen der Kommission: Dissertation, Habilitation und das Senatus

consultum de Cnaeo Pisone patre in den „Vestigia“, außerdem zahlreiche Aufsätze seit dem ersten Band des „Chiron“ 1970. In den letzten Jahren ist das indes weniger geworden.

Die Zeitschrift für Papyrologie und Epigraphik

S.R. Du bist einer der Herausgeber der ZPE. Wie siehst du deren Funktion und was sind Deine Erfahrungen in dieser Tätigkeit?

W.E. Es ist wichtig, sich daran zu erinnern, dass Reinhold Merkelbach die Zeitschrift 1967 gegründet hat. Er war ein Wissenschaftler, der selbst beim wissenschaftlichen Arbeiten sehr ungeduldig war und keine Verzögerung wollte. Gerade das aber erlebten in dieser Zeit recht viele, wenn sie einen Artikel bei einer Zeitschrift eingereicht hatten (was auch heute noch zum Teil zutrifft). Mit der ZPE schuf er ein Organ für das Gegenteil: Die Masse der Artikel, die angenommen wurden und werden, erschienen und erscheinen in weniger als einem halben Jahr. Das verlangte auch eine schnelle Kommunikation mit den Autoren, was heute mit den elektronischen Medien noch erheblich beschleunigt wurde. Erleichtert wurde die schnelle Veröffentlichung auch durch die unmittelbare Verantwortung jedes Mitglieds im Herausgebergremium für die Artikel, die an ihn gesandt wurden. Es gab und gibt keine umständliche Abstimmung zwischen allen Herausgebern über jeden Artikel. Heute sind es insgesamt 12 Herausgeber, mit unterschiedlichen wissenschaftlichen Schwerpunkten, ohne dass aber die sachlichen Bereiche streng voneinander abgegrenzt sind. Wenn nötig, kommuniziert man Probleme untereinander, verschwendet aber dort keine Zeit, wo es nicht nötig ist.

Das Prinzip der schnellen Publikation, insbesondere von neuen Inschriften und Papyri, gilt noch heute. Manchmal wird von Autoren gefragt, wann denn die nächste deadline sei, worauf man nur antworten kann, dass es diese nicht gebe. Jeder Artikel wird, sobald er angenommen ist, an die Redaktion weitergegeben, worauf bald die Fahnen versandt werden. Ist ein Band gefüllt, geht er in Druck. Heute sind es pro Jahr vier Bände, für eine gewisse Zeit waren es auch fünf; aber die vier Bände haben inzwischen ein größeres Format, auf deren Seiten deutlich mehr Text steht als in früheren Bänden. Jeder Band enthält zwischen 30 und 40 Artikel, auf jeweils 300 großen Seiten. Der Publikationsumfang ist somit erheblich. Und natürlich werden Artikel in den Sprachen publiziert, die in den Altertumswissenschaften seit langer Zeit für die Entwicklung der verschiedenen Disziplinen entscheidend gewesen sind, also auf Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch und Spanisch. So ist

die ZPE auch in über 90 Ländern vorhanden, so wie auch die Autoren aus sehr vielen Ländern auf allen Kontinenten stammen.

In den letzten Jahren ist zunehmend zu beobachten, dass junge Leute Manuskripte einreichen, noch bevor sie eine eigene Qualifikationsarbeit publiziert haben. Das liegt nicht unwesentlich daran, dass sie in der Phase, in der sie mit dieser Arbeit befasst sind, schon von den Geldgebern angehalten werden, Artikel zu veröffentlichen. Doch werden solche Versuche von den Betreuern oft nicht genügend kontrolliert, oder es wird nicht die nötige Strenge gezeigt. Denn allzu oft müssen solche Arbeiten zurückgewiesen werden, weil darin nichts Neues vorgelegt wird, dafür aber meist eine kaum zu überschauende Ansammlung von Literatur, die nicht selten längst überholt ist oder mit der zentralen Thematik eines Aufsatzes kaum etwas zu tun hat. Da wird das Geschäft eines Herausgebers nicht selten zu einer Last, auch weil man gezwungen ist, das erste eigene wissenschaftliche Produkt junger Menschen zurückzuweisen. Sie nicht zu entmutigen ist wichtig, aber das kann nicht auf Kosten der Qualität beim publizierten Ergebnis gehen.

Zu bemerken ist noch, dass von Beginn an in der ZPE keine Rezensionen erschienen sind, obwohl von Verlagen oder einzelnen Autoren manchmal danach gefragt wird. Indirekt gibt es aber doch „Besprechungen“, indem zu epigraphischen oder papyrologischen Texten, die in größeren Publikationen vorgelegt wurden, neue Lesungen oder weiterführende Kommentare in Aufsatzform publiziert werden. Wichtig ist auch die Frage des open access. Artikel, die in der ZPE erschienen sind, dürfen nicht sogleich über open access zugänglich gemacht werden; aber die Sperrfrist ist nur ein Jahr. Das ist ein ausgewogener Kompromiss zwischen den wirtschaftlichen Notwendigkeiten des Verlags und der Möglichkeit, die Ergebnisse schnell allgemein zugänglich zu machen. Alle Beiträge sind zudem drei Jahre nach Erscheinen eines Bandes in JSTOR zu finden.

Aus Drittmitteln finanzierte Forschung

- S.R.** Du hast im Zusammenhang mit der PIR und dem CIIP auf die Bedeutung von drittmittelgestützter Forschung verwiesen. Du bist bei der Einwerbung von Drittmittel sehr erfolgreich gewesen. Wie beurteilst Du generell die deutsche und internationale Forschungsförderung?
- W.E.** Das European Research Council ist heute offensichtlich ein ganz wesentliches Element der Forschungsförderung. Ich selbst habe mich aktiv nie damit befasst. Doch finden sich Hinweise darauf gerade auch in Manuskripten, die bei der ZPE eingereicht werden, besonders zahlreich

in Beiträgen, die aus Italien oder Spanien kommen. Ob dieser Eindruck repräsentativ ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Die Bedeutung der Deutschen Forschungsgemeinschaft ist nach meiner Beobachtung durch die europäische Förderung aber nicht gemindert worden, zumal die Gutachter für die DFG durch Wahl bestellt werden, andererseits Anträge an das ERC einen noch größeren bürokratischen Aufwand erfordern als bei der DFG. Zudem ist die DFG auch in Projekten engagiert, die nur international durchführbar sind. Sehr positive Erfahrung dazu konnte ich in der deutsch-israelischen Arbeit zum CIIP machen. Wichtig sind auch die Graduiertenkollegs, weil auf diesem Weg die interdisziplinäre Kooperation gefördert wird. Dass daneben Stiftungen unterschiedlicher Art seit langem eine Rolle spielen, darf aber nicht vergessen werden. Für mich war es kurz vor dem Ende meiner aktiven Zeit eine große Genugtuung, für meinen Nachfolger von der Alfred Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung eine mehrjährige hohe Förderung einwerben zu können. Seitdem heißt die Professur nach der Stiftung. Der Vertrag wurde von Berthold Beitz und dem Rektor der Universität 2006 in der Villa Hügel in Essen unterzeichnet.

Doch macht sich bei der DFG und den privaten Stiftungen bemerkbar, dass durch die gewachsene Zahl der Anträge die Erfolgsaussichten – jedenfalls nach den Prozentzahlen über genehmigte Anträge – stetig gesunken sind; aus eigener Erfahrung kann ich das allerdings nicht bestätigen. Nur einmal bin ich selbst mit englischen Partnern gescheitert, als ein Antrag zwar von den Gutachtern mit höchster Dringlichkeit empfohlen wurde, das Projekt aber wegen zu geringer finanzieller Mittel nicht gefördert werden konnte.

Für eine kontinuierliche Forschung ist jedoch eine ausreichende Ausstattung mit Personal und Bibliotheksmitteln in der eigenen Universität immer noch die beste Voraussetzung. Auf diese Weise vermindert sich der bürokratische Aufwand und es ist möglich, längerfristig zu planen. Köln hat mir in dieser Hinsicht sehr gute Voraussetzungen geboten, obwohl im Laufe der Jahre gerade die Mittel für studentische Hilfskräfte deutlich gekürzt wurden. Denn die Gehälter wurden, wie nötig, erhöht, nicht aber die dafür vorgesehenen Mittel. Zudem ist auch hier in den letzten Jahren der Verwaltungsaufwand deutlich gewachsen, nicht zum Wenigsten durch digitale Systeme, die Erleichterung bringen sollen, doch in der Realität das Arbeiten öfter sehr erschweren. Um nur ein Beispiel zu nennen: Wenn für dasselbe Projekt von mehreren Stiftungen Gelder bereitgestellt werden, muss für jede Stiftung in Köln ein eigenes Konto eingerichtet werden, mit all den Weiterungen, die damit einhergehen. Von der Notwendigkeit dieser Maßnahme kann man kaum überzeugt werden.

Zu guter Letzt

S.R. Wir sind am Ende des Interviews angelangt. Wie beurteilst Du die Entwicklungsperspektiven Deines Faches? Wo siehst Du Forschungsdesiderata? Wie können wir den wissenschaftlichen Nachwuchs für die Alte Geschichte begeistern?

W.E. Unser Fach ist sehr weit gespannt, hat sich inzwischen auch in so viele Schwerpunkte ausdifferenziert, dass ich es jedenfalls nicht wagen kann, ganz allgemein und übergreifend Deine Frage zur Entwicklung des Faches und zu den Forschungsdesiderata zu beantworten. Deshalb werde ich versuchen, nur für den Bereich etwas zu sagen, in dem ich selbst gearbeitet habe und über den ich dadurch einen gewissen Einblick habe.

Die Beschäftigung mit dem CIIP in Israel, das Texte in sehr vielen verschiedenen Sprachen enthält, hat mir mit großer Deutlichkeit gezeigt, wie wichtig das ist, was Fergus Millar öfter angemahnt hat:¹⁰⁷ die regionalen Sprachen nicht nur nicht zu vergessen, sondern sie aktiv in die Forschung einzubeziehen. Das erfordert freilich, sich frühzeitig mit anderen Sprachen neben Latein und Griechisch vertraut zu machen.¹⁰⁸ Denn erst dann ist für manche Phänomene ein vertiefter Zugang möglich. Da nicht viele junge und ältere Althistoriker weitere Sprachen vor allem im östlichen Teil des Imperiums frühzeitig erlernen werden, sollten für alle Texte, die nicht in Latein oder Griechisch abgefasst sind, wenigstens verlässliche Übersetzungen zugänglich gemacht werden – auch für die literarischen. Da scheint mir noch viel zu erledigen zu sein. Was dabei manchmal nicht beachtet wird: Allein sprachliche Kompetenz muss nicht zu inhaltlich verlässlichen Übersetzungen führen. Ich selbst habe das immer wieder an der deutschen Übersetzung von Cassius Dio festgestellt, die Otto Veh (1909–1992) vorgelegt hat.¹⁰⁹ An nicht wenigen Stellen ist die Übersetzung problematisch, weil Veh offensichtlich nicht genügend vertiefte Kenntnisse über die Geschichte Roms und insbesondere die lange Entwicklung bis zum Beginn des 3. Jh. n.Chr. hatte. Eine enge Zusammenarbeit mit jemandem mit eben diesen Kenntnissen hätte zu einer weit verlässlicheren Übersetzung geführt. Das gilt in gleicher Weise

¹⁰⁷ Siehe z.B. F. Millar, *Local Cultures in the Roman Empire: Libyan, Punic and Latin in Roman Africa*, in: *JRS* 58, 1968, 126–134; ders., *The Roman Near East 311 BC – AD 337*, Cambridge 1993.

¹⁰⁸ Ich habe das leider nicht mehr realisieren können, als ich später begann, mich wissenschaftlich intensiver mit dem Raum Israel/Palästina zu beschäftigen.

¹⁰⁹ Cassius Dio, *Römische Geschichte*, übers. von Otto Veh, 5 Bde., München 1985–1987 (Sonderausgabe 2007).

für nicht wenige Inschriften; auch diese sind nicht einfach stets selbstsprechend. Auch in Inschriftencorpora sollten generell die Originaltexte in Übersetzung zugänglich gemacht werden. Das gilt auch für das *Corpus Inscriptionum Latinarum*, die *Inscriptiones Graecae* oder die *Tituli Asiae Minoris*. Auch wenn Bände innerhalb dieser Corpora noch vollständig in Latein erscheinen, warum setzt man nicht wenigstens eine Übersetzung in einer der für die Epigraphik zentralen Sprachen hinzu? Warum sollte ein Corpus über Inschriften von Antium oder Praeneste oder Clusium nicht die Inschriften in italienischer Übersetzung bringen? Das würde vor allem helfen, die Sache selbst für diejenigen ein wenig zugänglicher zu machen, denen die Kenntnis der antiken Sprachen fehlt, die aber an der Geschichte des Altertums und ihren Dokumenten interessiert sind.

Als ein konkretes Desiderat empfinde ich immer noch das, was ich selbst lange Zeit schreiben wollte: eine Darstellung der Administration des Imperiums, freilich anders, als ich das früher beabsichtigte, nicht nur auf die ersten drei Jahrhunderte der Kaiserzeit beschränkt; vielmehr sollte zumindest auch das vierte, vielleicht auch noch die erste Hälfte des 5. Jh. eingeschlossen werden, um zu sehen, ob die so unterschiedliche Sicht vor allem auf die Reichsverwaltung der Spätantike als einer deutlich stärker bürokratisierten Epoche gegenüber der Zeit zuvor zutrifft oder ob das nicht zumindest zu einem Teil eine Folge der sehr unterschiedlichen Quellen ist. Dabei wäre in einem ersten Schritt zu klären, was die verschiedenen Quellen für die Frage leisten können bzw. was in ihnen einfach nicht vorhanden ist, was dann zu einer einseitigen Optik führen kann. Ob eine so vielschichtige Problematik in der nötigen Intensität von einem einzigen geleistet werden kann, wage ich nicht definitiv zu sagen, habe aber meine Zweifel, zumal auch eine vertiefte Kenntnis der einschlägigen Papyrusdokumente nötig ist. Wenn ich es noch könnte, würde ich versuchen, das Thema als ein durch Drittmittel finanziertes, interdisziplinäres Schwerpunktprogramm zu etablieren. Dann könnte man vielleicht verschiedene Expertisen miteinander verbinden. Dass stets auch die archäologische Komponente einbezogen werden muss, versteht sich von selbst; denn Administration findet nicht im Nirgendwo statt, sondern innerhalb von Siedlungen und meist auch in konkreten Gebäuden.

Deine Frage, wie man den wissenschaftlichen Nachwuchs motivieren kann, ist generell wohl schwer zu beantworten. Nach meiner eigenen Erfahrung sind die Betreuer von Arbeiten sehr entscheidend. Sie müssen einerseits darauf achten, dass junge Leute ihre Themen mit einer fundierten Methodik angehen, keine zu ambitionierten oder zu sehr beackerten Themen bearbeiten; denn um in einer Disziplin wie der Alten Geschichte engagiert zu sein, muss man merken, dass man etwas erreicht,

muss man Freude an der Arbeit haben. Jüngere Leute müssen dabei ihren eigenen Weg gehen, aber andere sollten für Beratung und Hilfe zur Verfügung stehen. Doch Freude an der Arbeit: diese ist sicher das stärkste Motiv, auch noch für mich selbst – nach inzwischen langen Jahrzehnten.

Werner Eck

Universität zu Köln

werner.eck@uni-koeln.de

Stefan Rebenich

Universität Bern

stefan.rebenich@unibe.ch